



FORSCHENDES LERNEN

AN DER HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN



DIE Q-TUTORIEN IM WINTERSEMESTER 2012/2013
EINE BILANZ



Die erste Runde der Q-Tutorien findet ihren Abschluss.

Begleitet von lehrreichen Veranstaltungen, hitzigen Diskussionen und organisatorischer Erprobung, starteten im Wintersemester 2012/13 23 Q-Tutorien unterschiedlichster Ausrichtung und fachlicher Anbindung in das Semester.

Der vorliegende Band soll einen Eindruck der Vielfalt der Projekte ebenso bieten, wie einen Einblick in Ergebnisse und Fragestellungen des Forschenden Lernens.

In ihrer Bandbreite stehen die hier versammelten Tutorien exemplarisch für eine Form des studentischen Lehrens und Lernens, dass es auch in Zukunft zu bewahren gilt.

Forschendes Lernen an der Humboldt-Universität zu Berlin
Die Q-Tutorien im Wintersemester 2012/13. Eine Bilanz

FORSCHENDES LERNEN AN DER HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

DIE Q-TUTORIEN IM WINTERSEMESTER 2012/13
EINE BILANZ

Impressum:

dokuteam.qt verlag Berlin 2013

Redaktion: Kim Holtmann, Uta Sommer, Meta Stephan und Chris
Vogelsänger

Lektorat: Johanna Hartung, Johannes Kersten, Alexandra Nehmer, Katrina
Schulz, Christoph von Studzinski und Alexander Turtureanu

Satz, Layout und Umschlaggestaltung: Kim Holtmann

Druck und Bindung: Druckerei der Humboldt-Universität zu Berlin

Printed in Germany

Artikel, Fotos und Abbildungen: © bei den Autor_innen

Titelfoto: © Stefan Müller (www.stafanjoosefmueeller.de)

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Chris Vogelsänger	
Q-Tutorien am bologna.lab	9
Das Team vom <i>bologna.lab</i>	
Sozial, ökologisch, profitabel?	15
Korbinian Biller mit Leon Reiner und Stephan de la Peña	
Digital aber frontal? – Nein Danke!	19
Susann Dannhauer	
Stadt Macht Zeichen	22
Valentin Domann und Alexander Thom	
„Juwelen der Klassik“	29
Annegret Eberl	
Schwarze Befreiungsbewegungen im historischen und internationalen Vergleich	31
Marlene Genschel und Clara Schumann	
Contemplative Science	35
Verena Fleißner	
Wenn Geld Gutes tut: Strategisches Spenden in Deutschland	38
Johanna Hartung	
Efficient City Farming	42
Stefan Hebold und Andrea Frömel	
Die ‚écriture féminine‘	46
Uta Caroline Sommer und Kim Holtmann	
Provokation und Aufmerksamkeit	50
Johannes Kersten	
„Sich-gemeinsam-bewegen-lernen“	54
Silke Koritter und Tim Krüger	
Du und ich und in/zwischen uns der Kapitalismus	60
Chris Kurbjuhn	
Vom Denken zum Text – und zurück: Das Beispiel der Surrealisten	65
Joris Löschburg	
Exkurs: Der immanente Blick	68
Thomas Gottsmann (Teilnehmer des Tutoriums von Joris Löschburg)	
Deutschland: Koloniale Kontinuitäten	72
Alexandra Nehmer und die Teilnehmenden des Tutoriums	
Sexism Reloaded	79
Sandra Reichert	

Gesprochene Muttersprache vs. Lernalsprache	81
Simon Sauer, Linda Giesel, Myriam Klapi, Daisy Krüger, Isabelle Nun- berger und Oxana Rasskazova	
Kunstblätter – Blätterkunst	87
Katrina Schulz und die Teilnehmer_innen des Tutoriums	
An Approach to Developing a Constructive Feedback Culture Among Peers or: Why Feedback is not Criticism	93
Desiree Sernau	
„Der Zeitgenosse hat keine Perspektive“	99
Meta Stephan und Chris Vogelsänger	
Innovatives Vermehrungsverfahren urbaner Gehölze	103
Christoph von Studzinski	
Intellektuelle im 20. Jahrhundert	107
Karin Trieloff	
Wittgenstein und die Kognitive Linguistik	114
Alexander Turtureanu	
Fazit - Studentisches Lehren und Lernen	120
Uta Caroline Sommer	
Index: AutorInnen und Tutorien	123

Vorwort

Am Anfang stand die Neugierde. Als die Tutorinnen und Tutoren im Juni 2012 zum ersten Mal zusammen kamen, war der Raum - neben der Unsicherheit im folgenden Semester die Rolle vom Lernenden zum Lehrenden zu wechseln - vor allem von dem Interesse durchdrungen, die Ideen der anderen Veranstaltungen kennen zu lernen. Diese Neugier sollte sich auch weiterhin durch das vom *bologna.lab* angebotene Begleitprogramm ziehen. Entgegen der Vorwürfe einer Atomisierung des Universitätsbetriebes, in der es gar nicht mehr möglich - und vielleicht auch nicht gewollt - sei, über den Tellerrand der eigenen Disziplinen hinaus zu blicken, entwickelten sich die einzelnen Tutorien, insbesondere auch durch den Austausch der Tutorinnen und Tutoren untereinander, zu einem Argument für einen anderen Blick auf universitäre Lehre. Dem Konzept des *Forschenden Lernens* verpflichtet und mit dem Anspruch einer interdisziplinären Aufstellung gerecht zu werden, gingen 23 Tutorien in das Wintersemester 2012/2013. Erfahrungen und Ergebnisse dieser ersten Runde von Q-Tutorien an der Humboldt-Universität zu Berlin sollen im vorliegenden Band in ihrer Breite vorgestellt werden.

Die Beiträge decken ein weites Spektrum universitärer Disziplinen und Fächer ab: Trotz eines Überhanges an geisteswissenschaftlichen Projekten, sind fast alle Fakultäten vertreten. Es ist dabei alles andere als selbstverständlich, dass ein Projekt zum *Efficient City Farming* (Andrea Frömel/Stefan Hebold), ein Beitrag über *Schwarze Befreiungsbewegungen im historischen und internationalen Vergleich* (Marlene Genschel/Clara Schumann), Überlegungen zum *Strategischen Spenden in Deutschland* (Johanna Hartung) und Reflexionen zu Hélène Cixous Ansatz der *écriture féminine* (Kim Holtmann/Uta Caroline Sommer) in dieser Reihenfolge zusammen stehen. Wir haben uns bewusst dafür entschieden, die einzelnen Beiträge nicht in einen thematischen oder anders begründeten Zusammenhang zu stellen. Schon der Versuch, übergreifende Ordnungskategorien zu suchen, widersprach den Erfahrungen, die wir während des letzten Jahres gemacht haben.

Nichtsdestotrotz bleibt diese Zusammenstellung ein Experiment: Nicht nur der schon angesprochene disziplinäre Bogen wird hier aufs Äußerste gespannt, auch der Fokus und die konkrete Gestaltung der Texte selber sowie das zu Grunde liegende Wissenschaftsverständnis der einzelnen Projekte stehen nicht immer harmonisch beieinander. In dieser spannungsgeladenen Vielgestaltigkeit der Beiträge - von fast allen Tutorinnen und Tutoren (und

einem Teilnehmer) - liegt der Reiz der Lektüre.

Gerahmt werden die Beiträge der einzelnen Tutorinnen und Tutoren von einer kurzen Einleitung des für die Q-Tutorien verantwortlichen *bologna.labs* und einem Fazit aus unseren Reihen. Eine Vereinheitlichung der Beiträge fand nur im Hinblick auf Zitierweise und Literaturangaben statt. Die Wahl der Darstellung geschlechtlich-markierter Begriffe wurde den einzelnen Autorinnen und Autoren überlassen.

Im Namen des *dokuteam.qt* gilt mein Dank an dieser Stelle allen Autorinnen und Autoren. Trotz des schmalen Zeitrahmens ist es gelungen, eine lesenswerte und aufschlussreiche Sammlung zusammen zu stellen.

Chris Vogelsänger (im Namen des *dokuteam.qt*)

Berlin, im April 2013

Q-Tutorien am bologna.lab

Seit dem Wintersemester 2012/2013 gibt es mit den Q-Tutorien eine neue Lehrveranstaltung an den Instituten der Humboldt-Universität zu Berlin. Im Mittelpunkt dieser Form der Lehre stehen die Studierenden – und in diesem Band vor allem diese, die sich im vergangenen Semester auf die Seite der Lehrenden begaben und ein solches Q-Tutorium mit viel Einfallsreichtum, Ausdauer und Energie durchführten.

Zum Hintergrund

Das Q-Tutorium als neue Form einer Lehrveranstaltung wurde als Bestandteil eines größeren Programmes zur Verbesserung der Qualität der Lehre an der Humboldt-Universität ins Leben gerufen. Gefördert durch das Ministerium für Bildung und Forschung setzt sich das bologna.lab seit dem Jahr 2012 dafür ein, auf die Diversität der Studierenden und ihre vielseitigen Lerntypen einzugehen und neue Formen des Lernens und Lehrens zu entwickeln und zu unterstützen. Ein besonderer Fokus ist dabei die Verbreitung von Forschendem Lernen, basierend auf der Erkenntnis, dass eine nachhaltige Produktion von Wissen vor allem in der eigenständigen Praxis selbst stattfindet. Auch von den Studierenden selbst werden Möglichkeiten der eigenen Entwicklung und Bearbeitung von Themen eingefordert und seit längerem in verschiedenen Lehrformaten (zum Beispiel den Projektutorien) verfolgt.

Freiräume für Praxisnähe und Eigenständigkeit standen daher auch für die Entwicklung der Q-Tutorien im Vordergrund. Die Veranstaltungsform bietet studentischen Tutor_innen die Chance, ein Semester lang einem selbst gewählten Forschungsthema mit eigenen Ansätzen und Methoden gemeinsam mit anderen Studierenden nachzugehen. Unterstützt wird diese Gruppenarbeit durch innovative didaktische Elemente, die ein eigenständiges Erarbeiten von Wissen und das selbstständige und gleichzeitig gemeinschaftliche Verfolgen von Fragestellungen fördern. Durch ihre meist fachübergreifende Ausrichtung stehen die Tutorien Studierenden verschiedener Studiengänge offen und fördern so auch integrative und transdisziplinäre Lernprozesse.

Als bologna.lab unterstützen wir die Umsetzung dieser Art der Lehre auch ganz praktisch, indem wir die Q-Tutor_innen, die während dieser Zeit als Studentische Hilfskräfte angestellt sind, mit einem Ausbildungsprogramm auf ihre Lehre vorbereiten und begleiten sowie den Erfahrungsaustausch unter den Tutor_innen fördern.

Die erste Generation der Q-Tutorien

Erstmals wurden Plätze für Q-Tutor_innen zum Wintersemester 2012/2013 ausgeschrieben. Aus den 31 Bewerbungen wählte eine Auswahlkommission, bestehend aus Vertreter_innen verschiedener Fachbereiche, Mitarbeiter_innen des bologna.labs sowie einer studentischen Vertreterin eine breite Palette von Projektideen zur Umsetzung aus. Diese ersten 23 Q-Tutorien nahmen im Oktober 2012 ihre Arbeit an 14 Instituten auf, und stellen ihre Ergebnisse in diesem Band vor.

Wir als bologna.lab begleiteten die Tutor_innen unter anderem in Hinsicht auf die administrativen Aspekte ihrer Arbeit an der Humboldt-Universität. Das stellte auch uns vor neue Herausforderungen, verbunden mit Lernprozessen und Anpassungen für unsere Arbeit in der Betreuung kommender Generationen von Q-Tutor_innen.

Einen viel wesentlicheren Punkt unserer Unterstützung und Beratung der Q-Tutor_innen sehen wir in unserem *Begleitprogramm*. Aus anderen Projekten studentischer Lehre wurde deutlich, dass es trotz hoher Wertschätzung für gemeinschaftliches Lernen oft an Vernetzungsmöglichkeiten unter den Tutor_innen selbst mangelte. Ausgehend von dieser Erfahrung entwickelten wir im bologna.lab das Q-Tutorien-Programm hin zu einer stärkeren Begleitung der studentischen Lehrenden. Die Durchführung des Q-Tutoriums läuft nur über ein Semester; das Q-Tutorien-Programm ist allerdings auf ein Jahr angelegt. Dadurch wird Raum für das Tutorium vorbereitende Aktivitäten und den nachträglichen Austausch geschaffen.

Für die erste Runde der Q-Tutor_innen bestand das Begleitprogramm neben einer Einführung in Konzepte zu Interdisziplinarität, Rollenverständnis und didaktischer Methoden vor allem in Kommunikations- und Moderationstrainings sowie Stimm- und Atmungsschulungen. Ziel war es dabei auch immer wieder, den Austausch zwischen den Q-Tutor_innen zu fördern, auch um aus den Erfahrungen der ersten Q-Tutor_innen für die nächsten Runden zu lernen. So stellen der vorliegende Abschlussbericht und die Abschlussveranstaltung am 3. Mai 2013 Teile dieses Erfahrungsaustausches zum Q-Tutorien-Programm dar und nehmen sich zum Ziel, den in den vielseitigen Tutorien entwickelten neuen Ideen, Forschungsergebnissen und Lehr- und Lernerfahrungen Raum und Öffentlichkeit zu geben.

Spannend waren für uns die Rückmeldungen der Q-Tutor_innen in den jeweiligen Phasen ihrer Tutoriumsdurchführung. Die Nervosität vor Beginn

des Semesters ließ den Fokus insbesondere auf die konkrete didaktische sowie zeitliche Umsetzung rücken. Daraus ergab sich zum Beispiel, dass das bologna.lab für die gegenwärtig laufende zweite Runde der Q-Tutorien mehr didaktische Elemente in das Training aufnahm. Viele organisatorische Fragen, aber auch Bedenken vor dem Start des Tutoriums werden vermutlich in den nächsten Gruppen durch die Mentor_innen abgefedert: im Rahmen unserer Auftakttreffen mit den Tutor_innen der neuen Runde geben einige Q-Tutor_innen der vorherigen Runde wertvolle Hinweise z.B. zur Anerkennung und zu Ansprechpartner_innen an die nächstfolgende Generation von Q-Tutor_innen weiter .

Eine weitere Besonderheit des Q-Programmes ist die *begleitende Forschung* zu dieser neuen Lehr-Lernform. Diese untersucht im Kern zwei Fragen: (1) Wie werden die Q-Tutorien umgesetzt? Und (2) Was bewirken die Q-Tutorien bei den Studierenden?

Bei der ersten Frage analysieren wir die Umsetzungsprozesse der Q-Tutorien. Unser Ziel ist es hier, zu verstehen, wie ein Q-Tutorium idealerweise ablaufen kann. Die Ergebnisse möchten wir dazu nutzen, um künftigen Q-Tutor_innen wichtige Hinweise für die Umsetzung ihrer Veranstaltung geben zu können. Bei der zweiten Frage analysieren wir die Wirkungen der Q-Tutorien. Hier geht es uns darum, herauszufinden, was die Q-Tutorien den teilnehmenden Studierenden „gebracht“ haben. Da der primäre Auftrag der Q-Tutorien darin besteht, gemeinsam zu forschen (Forschendes Lernen), möchten wir untersuchen, was gerade dieses studentische Forschen bei den Studierenden bewirken kann. Weil Forschendes Lernen viele verschiedene positive Wirkungen haben kann, analysieren wir pro Durchgang der Q-Tutorien immer nur eine bestimmte Wirkungsdimension. Im ersten Durchgang lag der Schwerpunkt auf der Frage, ob das gemeinsame Forschen dazu beiträgt, das Forschungsinteresse der Studierenden zu erhöhen. Im nächsten Durchgang werden wir uns z.B. anschauen, ob sich die forschungsbezogenen Selbstwirksamkeitserwartungen der Studierenden erhöhen, also ob sie sich infolge der Forschungserfahrung stärker zutrauen, selbst zu forschen. Aus den Ergebnissen möchten wir Rückschlüsse daraus ziehen, wie die Q-Tutorien idealerweise aufgebaut sind, um den Studierenden positive Forschungserfahrungen zu vermitteln. Aus der ersten Runde der Q-Tutorien, die in diesem Dokumentationsband ihre Ergebnisse vorstellen, haben sich viele Studierende an unseren Befragungen beteiligt. Diese Beteiligung ist nicht selbstverständlich, für uns aber sehr wichtig, um Impulse für die Weiterentwicklung der Q-Tutorien

gewinnen zu können. Bei dieser Gelegenheit daher noch einmal ein herzlicher Dank an die Q-Tutor_innen und Studierenden für die rege Beteiligung an der wissenschaftlichen Begleitung. Im Moment sind wir dabei, die Daten auszuwerten. Erste Ergebnisse werden voraussichtlich zum Ende des Sommersemesters 2013 auf unserer Website veröffentlicht.

Ausblick

Eine abschließende Feedbackrunde mit allen Q-Tutor_innen des ersten Durchganges hat uns gezeigt, dass das neue Lehrformat mit viel Enthusiasmus von Studierenden aufgenommen und umgesetzt wurde. Gleichzeitig konnten aber auch einige Ungereimtheiten im Konzept des Q-Tutorien-Programms und seiner Umsetzung benannt werden, an deren Verbesserung wir derzeit arbeiten. So werden unter anderem Inhalte zum Forschenden Lernen für die folgenden Gruppen von Q-Tutor_innen viel stärker in das weiterbildende Begleitprogramm integriert und konkretere Anregungen für die Gestaltung von Freiräumen für eigene Forschungsfragen der Studierenden in den Tutorien gegeben. Auch soll der regelmäßige informelle Austausch der Tutor_innen über das Semester hinweg in Zukunft mehr Platz bekommen, und auch Möglichkeiten des Besuchs von Mitarbeiter_innen des *bologna.labs* in den Veranstaltungen der Q-Tutor_innen sowie der Tutor_innen untereinander angeregt und ausgebaut werden.

Das *bologna.lab* ist begeistert über die Vielfalt der ersten Q-Tutorien. Die Tutor_innen und teilnehmenden Studierenden haben die Themen der Forschung und Lehre an der Humboldt-Universität um vieles erweitert und neue Perspektiven eröffnet, aber auch allen Involvierten neue Lern- und Forschungserfahrungen ermöglicht. Vielleicht ergibt sich auch die Chance, das ein oder andere didaktische Konzept, das in den Q-Tutorien erprobt wurde, in anderen Veranstaltungen umzusetzen.

Wir sind gespannt auf die Ergebnisse der Q-Tutorien des Wintersemesters 2012/2013 und freuen uns auf die Abschlussveranstaltung sowie auf die noch kommenden Runden der Q-Tutorien.

Das Team vom *bologna.lab*

Berlin, im April 2013

DIE Q-TUTORIEN

FRAGEN, IDEEN UND FORSCHUNGSSTÄNDE

Sozial, ökologisch, profitabel?

Korbinian Biller mit Leon Reiner und Stephan de la Peña

Die Liste gesellschaftlich-ökologischer Probleme unserer Zeit ist lang und ihre Betrachtung kann leicht ein Gefühl der Ohnmacht hervorrufen. Tatsächlich ist es aber wenig verwunderlich, wenn es den Anschein macht, als hätten wir der Vielzahl unserer Probleme keine adäquaten Lösungen entgegensetzen, solange sich nur ein winziger Bruchteil der Bürger mit den Lösungen der gravierenden gesellschaftlichen Probleme beschäftigt. Eine unternehmerische Gesellschaft, die ihr kreatives Potential der Lösung gesellschaftlicher Probleme widmet, dient, insbesondere in Zeiten schnellen Wandels, als Hoffnungsträger wo staatliche Top-Down Ansätze scheitern. Vorbilder dieser Vision sind Social Entrepreneurs. Darunter versteht man Menschen, die an der Realisierung innovativer Visionen arbeiten, welche das Potential für 'positiven' systematischen gesellschaftlichen Wandel haben. Im Rahmen des Tutoriums sollten die Teilnehmer das Feld Social Entrepreneurship praxisnah kennen lernen. Dazu sollten sie anhand selbstgewählter gesellschaftlicher Problemstellungen exemplarisch und methodengeleitet Lösungsansätze entwickeln und diese am Markt testen. Ziel des Seminars war es, den Teilnehmern exemplarisch Wege aufzuzeigen, wie sie unternehmerisch zur Lösung drängender gesellschaftlicher Probleme beitragen können. Dazu sollten sie ausgewählte Methoden (Design Thinking, Business Modle Canvas, The Lean Start Up), spannende Case-Studies und die Unterstützerlandschaft kennen lernen.

15

Wie kann ich die Welt verändern?, so hieß der Titel unseres Q-Tutoriums im Winter 2012. ‚Soziales unternehmen‘, das könnte das Motto unseres Seminars sein. Social Entrepreneurship (Begriffe siehe Glossar am Ende), wie man international dazu sagt, das verbindet zwei Worte, hinter denen Konzepte stehen, die für manche Ohren gegensätzlich klingen. Können Unternehmen sozial sein? Oder kann Soziales unternehmerisch gestaltet werden?

Nach Problemen gefragt, die unsere Gesellschaft bestimmten, fiel es den Teilnehmer*Innen des Tutoriums nicht schwer, eine umfassende Reihe aufzuzählen. Doch wer für die Lösung dieser Fragen verantwortlich sei, fiel nicht immer leicht zu beantworten. Der Lösung technologischer Probleme nimmt sich seit jeher der Privatsektor an. Gesellschaftlich-ökologische Innovationen werden jedoch von unterschiedlicher Seite aus gestaltet. Seit Gründung der Sozialstaaten im 19. Jahrhundert, ist es in den meisten Ländern der Staatsapparat selbst, der sich der Versorgung benachteiligter Gruppen der Gesellschaft annimmt. Aber auch gemeinnützige Organisationen oder verantwortungsvolle Unternehmer sorgen sich um das gesellschaftliche Wohl und die Verbesserung der Lebensumstände. Seit einigen Jahren sind hier allerdings Verschiebungen zu beobachten.

Um Zielgruppen besser zu erreichen und ihre Mittel effizienter zu verwalten, gehen immer mehr gemeinnützige Organisationen den Weg, ihr Geschäft

unternehmerischer zu gestalten. Reine, auf Spenden basierte Modelle werden seltener (vgl. Hurst 2012). Auf der anderen Seite werden an Unternehmen immer häufiger die Maxime adressiert, ihr Geschäftsmodell sozial und ökologisch verträglich zu gestalten. Das Ergebnis dieser Verschiebung sind Social Enterprises (vgl. Alter 2007), also Organisationen, die weder eindeutig dem Nonprofit-Bereich oder dem Profit-Bereich zuzuordnen sind.

Eine Non-Profit-Organisation, die unternehmerisch arbeitet? Ein Unternehmen, das im Kerngeschäft gesellschaftlichen Mehrwert schafft? All das sind Optionen, die immer mehr in den Fokus jener Menschen rücken, die etwas in ihrer Umgebung bewegen wollen.

Während das herkömmliche Bild einer schlecht ausgestatteten Non-Governmental-Organization (NGO), die all ihre Arbeit ehrenamtlich gestaltet, weiter an Gültigkeit verliert, machen sich immer mehr Unternehmen aus dem klassischen Profitbereich daran, ihre Geschäftsmodelle auf Nachhaltigkeit im ökologischen wie sozialen Sinne hin zu durchleuchten.

Uns als Individuen und kleineren Gruppen bietet diese Entwicklung ein spannendes Feld, auf dem wir selbst tätig sein können. Häufig befällt einen die Ohnmacht, angesichts der Vielfältigkeit und Verschränkung ökologischer und gesellschaftlicher Probleme. Viele erfolgreiche Beispiele haben aber gezeigt, dass es möglich ist, aus eigener Kraft heraus, Missstände zu identifizieren und eine geeignete Lösung zur Behebung des Problems zu entwickeln und umzusetzen (vgl. Ashoka 2013). Dabei sind es nicht notwendigerweise großzügige Spenden auf die eine Unternehmung angewiesen ist. Vielmehr ist es daran, Modelle zu entwickeln, die auf eigenen Beinen stehen und nachhaltig aufgebaut sind. Eine Möglichkeit, sich der Lösung dieser Umstände anzunehmen ist, selbst aktiv zu werden und (im Kleinen) mit der Lösung von Problemen anzufangen.

Menschen mit diesem Anliegen ein passendes Werkzeug und Kontakte mit auf den Weg zu geben, das sollte in unserem Tutorium erreicht werden. Darüber hinaus wollten wir didaktische Ideen ausprobieren und ein interaktives Format gestalten, in dem sich die Arbeitsgruppen ihr Wissen weitestgehend selbst erarbeiten und so wenige Frontalsituationen wie möglich existieren.

Um nun eine Idee zu einem Konzept zu formen, werden bestimmte Instrumente benötigt, die wir aus unterschiedlichen Bereichen der Geschäftsgründung entlehnt haben. Auch diese Herangehensweise könnte als experimentell, da vorher noch unerprobt, bezeichnet werden.

Dazu zählte z.B. das Design Thinking. Dahinter verbirgt sich ein Set an

Methoden, mit dessen Hilfe es möglich ist, eine Vielzahl von Ideen zu generieren, daraus einen Prototyp zu erstellen und diesen zu testen. Das dahinterstehende Prinzip lautet: Fail early, fail fast, fail often. Denn nur durch Ausprobieren und konstruktive Kritik am Konzept, lässt sich ein tragfähiges Konzept entwickeln (<http://dschool.stanford.edu/>).

Der Business Model Canvas (BMC) hilft dabei, Geschäftsideen bildlich und holistisch abzubilden. So lassen sich Schwachstellen und Hürden identifizieren, denen im weiteren Vorgehen nachgegangen werden kann (Mehr Infos unter: <http://www.businessmodelgeneration.com/>).

Wir haben versucht beide Konzepte in den Social Entrepreneurship Bereich zu tragen.

Die Ziele/ Ideen unseres Tutoriums:

- Möglichkeitssinn schärfen (Social Entrepreneurship als Handlungsansatz)
- Werkzeuge für universelle Anwendung vermitteln und ausprobieren
- Didaktisches Konzept ausprobieren (Learning Communities)

Abschließend können wir festhalten, dass wir mit einer tollen Gruppe zusammenarbeiten konnten. Sie ermöglichte es uns, unsere Ideen auszuprobieren. Wir konnten in vielen Bereichen hinzulernen und werden die Erkenntnisse in unser neues Q-Tutorium im Sommersemester 2013 einfließen lassen. Mehr Informationen dazu: <http://bit.ly/11j4rZQ>

Glossar:

Social Enterprise:

Ein Oberbegriff für alle Unternehmungen, ob gewinnorientiert oder nicht, deren Tätigkeitsfokus die Schaffung gesellschaftlichen Mehrwerts ist (vgl. Alter 2007).

Social Entrepreneur:

Von Entrepreneur, auch Unternehmer, kommend. Eine Person, die Geschäftsmöglichkeiten erkennt und eine Unternehmung organisiert, um diese Geschäftsmöglichkeit umzusetzen (nach Schumpeter). Mit Social Entrepreneur ist eine Person gemeint, die diesen Geschäftssinn im Sinne des gesellschaftlichen Mehrwerts einsetzt (vgl. Martin/Osberg 2007: 34).

Social Innovation:

Eine neuartige Lösung für ein gesellschaftliches Problem, die wirksamer, effizienter, nachhaltiger, oder gerechter als bestehende Lösungen ist und bei der die Wertschöpfung in erster Linie auf die Gesellschaft als Ganzes, anstatt auf Privatpersonen bezogen ist (Phills et al. 2008: 36).

Literaturverzeichnis

Alter, Kim (2007): Social Enterprise Typology. Virtue Ventures LLC. URL: <http://www.4lenses.org/setypology/print> [abgerufen am 12.04.2013].

Ashoka (2013): The Rise Of Social Innovation Education: Good News For Everyone - Forbes. URL: <http://www.forbes.com/sites/ashoka/2012/09/27/the-rise-of-social-innovation-education-good-news-for-everyone/>, zuletzt aktualisiert am 11.03.2013 [abgerufen am: 12.03.2013].

Harris, Jeffrey A. (2012): Transformative entrepreneurs. How Walt Disney, Steve Jobs, Muhammad Yunus, and other innovators succeeded. Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Hurst, Aaron (2012): Is Business the New Charity? URL: http://www.ssireview.org/blog/entry/is_business_the_new_charity [abgerufen am: 12.04.2013].

Lorenz, Tobias (2012): Social Entrepreneurs at the Base of the Pyramid. Marburg: Metropolis.

Martin, Roger L.; Osberg, Sally (2007): Social Entrepreneurship: The Case for Definition. In: Stanford Social Innovation Review 5, 2, S. 30–39. URL: http://www.ssireview.org/articles/entry/social_entrepreneurship_the_case_for_definition [abgerufen am: 05.04.2013].

Phills Jr, James A.; Deiglmeier, Kriss; Miller, Dale T. (2008): Rediscovering Social Innovation. In: Stanford Social Innovation Review 6, 4, S. 36–43. URL: http://www.ssireview.org/articles/entry/rediscovering_social_innovation [abgerufen am: 05.04.2013].

Schumpeter, Joseph (1934): The Theory of Economic Development. Cambridge: Harvard University Press.

Digital aber frontal? – Nein Danke!

Möglichkeiten des kommunikativen und lernendenaktivierenden Einsatzes von interaktiven Tafeln im Unterricht

Susann Dannhauer

Immer mehr Klassenzimmer in Berlin werden mit interaktiven Whiteboards (IWBs) ausgestattet. Doch wie nutzt man die Vorteile dieses neuen Mediums? Wie bezieht man SchülerInnen in die Nutzung der interaktiven Tafeln ein? Genau auf diese wichtigen Fragen sollten im Tutorium Antworten gefunden werden, indem gemeinsam Möglichkeiten des Einsatzes der IWBs erarbeitet wurden. Nach einer Einführung in die SMART Board Software ging es vor allem um die Entwicklung eigener Tafelbilder, Aufgaben und Übungen für einen kommunikativen und lernendenaktivierenden Einsatz des IWB im Fachunterricht. Ziel des Tutoriums war es, einen Katalog an Materialien und Stundenentwürfen zu entwickeln, aber auch die Eignung vorhandener Materialien für den Unterricht zu beurteilen.

Notwendigkeit der Beschäftigung mit IWBs

Mit dem Ziel der Berliner Landesregierung, Schulen bis zum Jahr 2014 kreidefrei werden zu lassen, lässt sich die Notwendigkeit der regulären Ausbildung von Studierenden im Umgang mit den interaktiven Tafeln wohl am besten begründen. Im Hinblick auf die staatlichen Fördergelder von rund 4,2 Mio. Euro zur Verwirklichung des Projekts „Berlin wird kreidefrei“ (Stoffers 2011), bei dem unter anderem Berliner Schulen mit bis zu 600 Interactive Whiteboards (IWBs) ausgestattet werden sollen, erscheint es sinnvoll, zukünftiges Lehrpersonal auf die adäquate Nutzung dieses neuen Mediums im Fachunterricht vorzubereiten. Die Tatsache, dass die Ausbildung von Studierenden in Hinblick auf die IWBs jedoch noch nicht Einzug in die gegenwärtigen Studien- und Prüfungsordnungen der Berliner Hochschulen – und somit auch nicht in nennenswertem Umfang in die reguläre Lehre – gehalten hat, die Abschaffung der althergebrachten Tafeln jedoch immer näher rückt, verdeutlicht den bestehenden Handlungsbedarf. Die Diskrepanz zwischen der universitären Ausbildung und den methodisch-didaktischen, aber auch technischen Anforderungen, die der angestrebte Lehrberuf in Bezug auf den Einsatz des neuen Mediums fordert, wurde von vielen Lehramtsstudierenden erkannt und führte zu einer sehr großen Nachfrage des im Wintersemester 2012/13 angebotenen Tutoriums. Viele Studierende hatten während ihrer Unterrichtspraktika bereits erste Begegnungen mit dem neuen Medium, fühlten sich jedoch, bedingt durch ihre Ängste die interaktiven Tafeln unsachgemäß im Fachunterricht zu verwenden, eher unwohl und unsicher im Umgang mit ihnen.

Erkenntnisse und Zwischenergebnisse aus der ersten Förderungsphase

In der ersten Semesterhälfte ging es maßgeblich darum, die Studierenden mit dem IWB vertraut zu machen und in Zusammenarbeit mit ihnen Kriterien für den sinnvollen Gebrauch von IWBs im Fachunterricht sowie erste Ideen zu konkreten Anwendungsmöglichkeiten zu entwickeln. Während der zweiten Semesterhälfte setzten die Studierenden die gesammelten Ideen unter Beachtung der erarbeiteten Kriterien in eigenen Unterrichtsentwürfen um. Gegen meine anfänglichen Bedenken, dass die Heterogenität der Seminargruppe durch verschiedene Fächerkombinationen und unterschiedlichen Fortschritt im Lehramtsstudium die produktive Interaktion im Seminar hemmen könnte, sahen die Teilnehmenden die Kommunikation mit ihren KommilitonInnen als wertvoll und konstruktiv an, da diese ihnen ermöglichte neue Blickwinkel einzunehmen. Auch aufgrund der unterschiedlichen Erfahrungen, welche die TeilnehmerInnen in Schulpraktika sammeln konnten, traten sie in einen kontinuierlichen Erfahrungsaustausch miteinander und gaben hilfreiche Hinweise weiter. Aufkommende Probleme technischer und fachlicher Art konnten so in der Gruppe diskutiert und Lösungswege entwickelt werden.

Fazit

Am Ende des Tutoriums fühlten sich alle Teilnehmenden sichtlich sicherer im Umgang mit dem neuen Medium und konnten viele Ideen und Anregungen für den eigenen Unterricht mitnehmen.

Es hat sich gezeigt, wie wichtig es ist, dass die TeilnehmerInnen lernen, eigene Unterrichtsmaterialien für das IWB zu entwickeln. Dies ist vor allem der Tatsache geschuldet, dass Lehrkräften zurzeit nur sehr wenige fertige IWB-taugliche Unterrichtsmaterialien zur Verfügung stehen. Aufgrund der relativ starken Unterschiede in der Qualität der existierenden Materialien ist auch ihre kritische Analyse vor dem Hintergrund der im Tutorium aufgestellten Bewertungskriterien von essentieller Bedeutung.

Die derzeitige Aufrüstung von Klassenräumen mit den IWBs bedeutet eine neue Herausforderung für (angehende) Lehrkräfte. Paradoxerweise ist die Ausbildung des angehenden Lehrpersonals im Umgang mit dem neuen Medium noch nicht obligatorisch und das Angebot zur selbstständigen Weiterbildung an den Universitäten sehr begrenzt. Dieses Dilemma spiegelt sich in der großen Nachfrage des angebotenen Tutoriums wider und verlangt geradezu nach einer Neuauflage, um weiteren Studierenden die Möglichkeit zu bieten, Erfahrungen am IWB zu sammeln.

Literaturverzeichnis

Stoffers, Beate (2011): „eEducation Berlin Masterplan“ Claudia Zinke gibt erfolgreichen Abschluss der ersten Förderrunde im Berliner „Jahr der Medienkompetenz“ bekannt. Pressemitteilung der Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Wissenschaft Berlin. URL: <http://www.berlin.de/sen/bwf/presse/archiv/20111117.1125.362665.html> [abgerufen am 20.03.2013].

Stadt Macht Zeichen

Kommunikations- und Machtstrukturen im öffentlichen Raum

Valentin Domann und Alexander Thom

Die Entwicklung der Städte ist geprägt von kapitalistischer Verwertungslogik, auch der öffentliche Raum ist ein Bereich immer stärkerer Kommodifizierung. Werbeunternehmen prägen dessen Symbolik mit einseitigen Konsumbotschaften und gestalten damit die Umstände von alltäglichen Begegnungen. Soll der öffentliche Raum zur Aushandlung der sozialen Wirklichkeit durch die Nutzer*innen dienen, muss sich dessen Gestaltung von zunehmender Kommerzialisierung lösen.

„A genuinely humanizing urbanism has yet to be brought into being. It remains for revolutionary theory to chart a path from an urbanism based on exploitation to an urbanism appropriate for the human species. And it remains for revolutionary practice to accomplish such a transformation.“ (Harvey 1992: 58)

Wir möchten diesen Text dazu nutzen, den theoretischen Ausgangspunkt für die Problemstellung des Tutoriums zu reflektieren, und damit die Diskussionen und Erkenntnisse in einen breiteren Rahmen einordnen. Dafür möchten wir einleitend das für uns bestimmende Verhältnis von Stadt und Kapitalismus klären und anschließend eine angemessene Form der Analyse urbaner Phänomene beschreiben. Da das Tutorium nicht auf einen Gruppenkonsens abzielte, sondern verschiedene Ansätze zur Beschreibung der Machtstrukturen hinter der Symbolik des öffentlichen Raumes anbot, soll hier der gemeinsame Ansatz dargelegt und anschließend das weitere Vorgehen im Tutorium lediglich umrissen werden.

Stadt und Kapitalismus

„Despite its destructive, destabilizing social and environmental consequences, capital's relentless drive to enhance profitability has long played, and continues to play, a powerful role in producing and transforming urban sociospatial configurations.“ (Brenner et al. 2012: 4)

In der Einleitung zu dem Sammelband „Cities for people, not for profit“ machen Neil Brenner, Peter Marcuse und Margit Mayer deutlich, dass sich die Entwicklung der Städte und des Kapitalismus gegenseitig bedingen. Städte werden nicht nur vom Kapitalismus geformt und immer wieder neu strukturiert, sondern stellen gleichzeitig Ausgangspunkte für umfassende Kommodifizierungsprozesse dar und machen dadurch immer neue Formen der Wertschöpfung möglich (ebd.: 3).

Auch David Harveys Weiterentwicklung des Marxismus stellt grundlegende Zusammenhänge zwischen Raum und Kapitalfluss her. Die räumliche Gebundenheit von Arbeit, Produktion und Konsum (vgl. Harvey 1992: 19ff.),

die auch bei wachsender Bedeutung des Internets nie ganz vernachlässigt werden kann, tendiert im Sinne der Effizienzsteigerung zur Beseitigung räumlicher Barrieren (ebd.: 22). Die Entwicklung der Städte ist damit Ausdruck dieses Bedürfnisses: „Urbanisation has always been about the mobilization, production, appropriation, and absorption of economic surpluses“ (ebd.: 53). Diese prägende Kraft muss also in jeder Analyse urbaner Phänomene mitgedacht werden. Vorschläge für eine solche Analyse gibt die Critical Urban Theory. Ohne den Anspruch zu haben im Folgenden auf alle Aspekte detailliert einzugehen, möchten wir die Grundzüge dieser Theorie darstellen und sie als Fundament unserer Herangehensweise verstanden wissen.

Critical Urban Theory

„Critical urban theory is [...] grounded on an antagonistic relationship [...] to existing urban formations. It insists that another, more democratic, socially just and sustainable form of urbanization is possible.“ (Brenner 2012: 11)

Die Critical Urban Theory ist eine Verknüpfung des gesellschaftskritischen Potentials der Kritischen Theorie und der beschriebenen Relevanz von Städten für die Entwicklung und Transformation gesamtgesellschaftlicher Phänomene wie das des Kapitalismus. Sie kann nach Peter Marcuse als kritisch beschrieben werden, da sie von einem normativen Standpunkt eher skeptisch der Realität gegenüber tritt: „an evaluative attitude towards reality, a questioning rather than an acceptance of the world as it is“ (Marcuse 2012: 24); als urban, da die sozialräumlichen Gegebenheiten der Stadt als Ausgangspunkt genommen werden (ebd.: 24f); und theoretisch, da die Welt in erster Linie verstanden und erklärt werden soll (ebd.: 25). Wobei, und hier macht er als Protagonist einer „radical urban praxis“ (Goonewardena 2009: 209) den Unterschied zu der Theorie der Frankfurter Schule deutlich, der Praxisbezug unmittelbar geschehen sollte: „theory should lead to practice if it is taken seriously“ (Marcuse 2012: 25).

Diese Grundsätze können ausdifferenziert und grundlegende Fragestellungen an urbane Phänomene formuliert werden: Es gilt, konkrete Überschneidungen von Kapitalismus und Urbanisierung zu analysieren, Machtverhältnisse und ihre politisch-institutionellen Absicherungen aufzudecken, naturalisierte Exklusionen und Marginalisierungen bewusst zu machen und Möglichkeiten einer alternativen, progressiven, emanzipativen und gerechteren Stadtentwicklung anzuregen (vgl. Brenner et al. 2012: 5).

Der öffentliche Raum

Nachdem also die Voraussetzungen und die Methode, die unsere Analyse prägen, verdeutlicht wurden, soll in einem ersten Schritt das Forschungsobjekt, der öffentliche Raum, charakterisiert werden, um dann auf seine Entwicklung unter dem Einfluss neuartiger Governance-Strukturen einzugehen.

Dem Konzept des öffentlichen Raumes wird in der Stadtforschung viel Aufmerksamkeit gewidmet, da dieser als wichtiges Strukturmerkmal, prägendes Element und Erfahrungsraum urbanen Lebens erkannt wurde (vgl. Bernhardt et al. 2005, Schubert 2000). Lange Zeit wurde in Anlehnung an Max Weber dem „Markt als früheste Form der Öffentlichkeit“ (Bahrdt 2006: 82) besondere Bedeutung als Merkmal des öffentlichen Raums zugesprochen. Andere Konzeptionen des öffentlichen Raums legen den Fokus – mit Blick auf die griechische Agora – auf dessen Funktion als Ort der „selbsttätige[n] Versorgung mit - privaten oder öffentlichen - marktfreien Gütern“ (Dahm/Scherhorn 2008: 24). Der öffentliche Raum fungiert neben seiner Marktfunktion somit als wichtiger Ort der Kommunikation, des pluralistischen Meinungsaustausches, sozialer Praktiken und individueller Freizeitgestaltung. Dabei erlangt er diese Qualitäten erst im Zuge der individuellen Aneignung und Wahrnehmung durch die städtischen Bewohner*innen. Dagmar Danko betont, „dass die individuelle Wahrnehmung des öffentlichen Raums diesen für jeden Einzelnen als ‚privaten‘ Raum auszeichnet“ (ebd. 2009: 1), dieser seine Qualität also erst durch individuelle Aneignung erlangt.

So ist öffentlicher Raum „immer auch umkämpfter Raum, in dem wechselnde Kräfte und Gruppen ihre jeweiligen Hegemonialansprüche durchzusetzen und auch symbolisch zum Ausdruck zu bringen such[en]“ (Bernhardt et al. 2005: 240). Dabei wird er zur „Bühne für den offenen Kampf um Legitimation“ (Paloscia 2004: 70) und zum Ort eines kollektiven Aktes, die soziale Welt der (Stadt-)Bevölkerung zu definieren. Dieser Kampf um Legitimation, Repräsentation und individuelle Aneignung schlägt sich besonders in symbolischen Repräsentationen der Akteure im öffentlichen Raum nieder (vgl. Bahrdt 2006: 91). Diese Semiokratie – die Zeichenherrschaft im öffentlichen Raum (vgl. Baudrillard 1979) – ist die Analyseebene unserer Forschung.

Seit den 1990er Jahren ist etwa eine zunehmende Privatisierung und Kommerzialisierung öffentlicher Räume zu beobachten (vgl. Mitchell 1995). Diese Entwicklung geht mit einer Zunahme von Außenwerbung und damit einer Veränderung des Bildes öffentlicher Räume einher. Die urbane

Zeichenwelt wird so zunehmend von Werbung dominiert, die „im öffentlichen Raum und aus dem öffentlichen Raum heraus auf jedermann einwirkt“ (Korff 1987: 14).

Einfluss der Außenwerbung

Begünstigt wird dieser Prozess durch die Herausbildung sogenannter gestaltwirksamer Koalitionen, die eine neue Form der Governance in die Stadtplanung einführen, bei der Stadt und Werbeunternehmen den öffentlichen Raum gemeinsam planen (Knierbein 2010: 393ff). Der „Rückzug der öffentlichen Hand als Folge der Krise des Staates“ (ebd.: 341) hat die Konsequenz, dass die Gestaltung des öffentlichen Raums in Berlin ohne den Beitrag von Werbeunternehmen, wie der Wall AG und Ströer, nicht mehr zu denken ist. Brunnen, Grünstreifen, Kioske, Toiletten und Wartehallen an Bus- und Straßenbahnhaltestellen werden von diesen Unternehmen errichtet und in Stand gehalten, im Gegenzug dafür erhalten sie das Recht dort und im übrigen Stadtgebiet Werbung zu schalten (vgl. ebd.: 140f, 177, 392).

Diese „Verräumlichungen unternehmerischer Kommunikationsstrategien“ (ebd.: 259) sind dabei nicht als Kommunikation im eigentlichen Sinne zu verstehen, zieht man in Betracht, dass Kommunikation hier „nur in eine Richtung [verläuft], der Rückkanal ist im System nicht vorgesehen“ (Gabbert 2007: 48). Nutzer*innen des öffentlichen Raumes sollen so zu „programmierbaren Abnehmern der Produkte“ (Dahm/Scherhorn 2008: 20) degradiert werden. Diese Form der Governance durch Koalitionen aus Werbeunternehmen und Stadt läuft „strukturell gegen die konstituierten Prämissen repräsentativer parlamentarischer Demokratien“ (Knierbein 2010: 331).

Die Verquickung von öffentlichen und privatwirtschaftlichen Interessen und die daraus folgende „optische Kolonialisierung der Städte“ (Gabbert 2007: 47) hat auf die Symbolik öffentlicher Räume enorme Auswirkungen. „Öffentliche Räume sind im Übergang zum Postfordismus zu Sphären der Kapitalakkumulation geworden“ (Knierbein 2010: 397), in denen sich eine Aufmerksamkeitsökonomie etabliert hat, in der jeder Quadratmeter und jeder Blick zur profitablen Ressource eines stark wachsenden Wirtschaftszweigs wird (vgl. ebd.: 23, 94f). Mit der Kommerzialisierung von öffentlichen Flächen und der Aufmerksamkeit der Nutzer*innen wird eine neue Ebene der Kommodifizierung des Alltags betreten.

Das Ergebnis dieser Produktion öffentlicher Räume ist ihre Symbolik, eine

Repräsentation von „order, authority, consumer culture and the way our lives are regulated“ (Manco nach Gabbert 2007: 47). Die Suche nach einer wie von David Harvey im Eingangszitat geforderten anderen Stadt, die sich nicht kapitalistischen Ausbeutungsprämisen unterwirft, sollte diese Kommerzialisierung öffentlicher Räume erkennen und überwinden.

Weiterer Verlauf des Tutoriums

Für den weiteren Verlauf des Tutoriums war für uns das Forschungsparadigma der Aktionsforschung richtungsweisend. Die Erkenntnis, dass auch *der*die Forscher*in* immer eingebunden ist in die beobachtete soziale Welt, lässt uns Objektivität als eine Unmöglichkeit erkennen (vgl. Fals-Borda 1979: 36, Kemmis/McTaggart 2008: 290). Der Fokus der Forschung wird vielmehr darauf gelegt, räumlich und zeitlich begrenzte Erklärungsmuster zu liefern (Fals-Borda 1979: 38), die ihre Validität erst in der Fähigkeit Probleme zu lösen erlangen (ebd.: 41, Bartholl 2005: 63). Da Forschung nie von der Subjektivität der Forscher*innen getrennt werden kann, gilt es, diese offenzulegen und statt deskriptiver Passivität gesellschaftliche Transformation anzutreiben: „investigate reality in order to change it“ (Fals-Borda 1979). Praxis wird dabei nicht als aktionistische Verlängerung der Theorie verstanden, stattdessen wird die Einheit von Theorie und Praxis ernsthaft anerkannt (Fals-Borda 1979: 41), Kemmis und McTaggart fügen hinzu: „change reality in order to investigate it“ (2008: 282).

Auf Grundlage dieser Überlegungen haben wir drei Konzepte angeboten, mit der die Rolle der Werbung im öffentlichen Raum beschrieben werden kann: (1) Diskriminierung und Marginalisierung von Gruppen durch Werbung und ihre Ästhetik sowie die Macht der immer gleichen Akteure im Kampf um die Aufmerksamkeit der Stadtbewohner*innen konnten mit Pierre Bourdieus Habitus-Begriff und seinen drei Kapitalarten beschrieben werden (vgl. Bourdieu 1989, 2006). (2) Aufschluss über die eigene Rolle im Verhältnis zu Werbung und die Frage nach möglichem Widerstand gaben Michel Foucaults Konzeptionen von Macht und Diskurs (Mills 1997). (3) Die omnipräsente und kaum hinterfragte Verbreitung der Werbung und Voraussetzungen für erfolgreichen Widerstand konnten mit Guy Debords „Gesellschaft des Spektakels“ (1967) beschrieben werden.

Diese Ansätze bieten unterschiedliche Perspektiven auf die Machtstrukturen hinter der Symbolik im öffentlichen Raum und ihrer Rezeption durch die Nutzer*innen. Aus dem Paradigma der Aktionsforschung folgt, dass es nicht

um die Schaffung eines möglichst allgemeingültigen Gruppenkonsens geht, sondern jede*r den theoretischen Zugang zu wählen hat, der ihr*sein Problem am besten erklären kann und daraus Möglichkeiten der Überwindung entwickelt.

Als mögliche Form des Widerstands haben wir informelle Formen symbolischer Aneignung betrachtet. Das breite Feld von Urban Gardening über StreetArt und Graffiti bis hin zu Vandalismus kann als Möglichkeit verstanden werden, „die hegemoniale [...] Kultur zu zersetzen und bestehende Herrschaftsverhältnisse aufzuheben“ (Gabbert 2007: 47). Die Anwendung der drei eingeführten theoretischen Zugänge sollte helfen, eine eigene Intervention zu konzeptualisieren, die es schafft der Kommerzialisierung des öffentlichen Raumes etwas entgegenzusetzen und dadurch der Utopie eines Ortes der Interaktion, der wahren Begegnung und Aushandlung gesellschaftlicher Verhältnisse durch die Stadtbewohner*innen etwas näher zu kommen.

Literaturverzeichnis

- Bahrdt, Hans-Paul/Herlyn, Ulfert (2006): Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bartholl, Timo (2005): Offene Geographien, offene Räume. Diplomarbeit. Eberhard – Karls – Universität, Tübingen. Geographisches Institut. URL: <http://www.welt2raum.de/> [abgerufen am 13.04.2012].
- Baudrillard, Jean (1978): Kool Killer oder Der Aufstand der Zeichen. Berlin: Merve Verlag.
- Bernhardt, Christoph/Fehl, Gerhard/Kuhn, Gerd/Petz, Ursula von (Hg.) (2005): Dortmunder Beiträge zur Raumplanung 122. Geschichte der Planung des öffentlichen Raums. Institut für Raumplanung an der Universität Dortmund. Dortmund: Kolander & Poggel GbR.
- Bourdieu, Pierre (1989): Social Space and Symbolic Power. In: Sociological Theory 1989, 1, 7, S. 14-25.
- Bourdieu, Pierre (2006): Sozialer Raum, Symbolischer Raum. In: Jörg Dünne/Stephan Günzel (Hg.): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 354–368.
- Brenner, Neil (2012): What is critical urban theory?. In: Neil Brenner/Peter Marcuse/MargitMayer (Hg.): Cities for people, not for profit. Critical urban theory and the right to the city. Oxon/New York: Routledge, S. 11-23.
- Brenner, Neil/Marcuse, Peter/Mayer, Margit (2012): Cities for people, not for profit. An introduction. In: Neil Brenner/Peter Marcuse/Margit Mayer (Hg.): Cities for people, not for profit. Critical urban theory and the right to the city. Oxon/New York: Routledge, S. 1-10.
- Dahm, Daniel/Scherhorn, Gerhard (2008): Urbane Subsistenz. Die zweite

- Quelle des Wohlstands. München: oekom.
- Debord, Guy (1978): Die Gesellschaft des Spektakels. Hamburg: Nautilus.
- Danko, Dagmar (2009): Wenn die Kunst vor der Tür steht. Ansätze zu notwendigen Differenzierungen des Begriffs „Kunst im öffentlichen Raum“. In: kunsttexte Sektion Gegenwart, 1, o. S.
- Fals-Borda, Orlando (1979): Investigating reality in order to transform it: The Colombian experience. In: Dialectical Anthropology, 1, 4, S. 33-55.
- Gabbert, Jan (2007): Street Art. Kommunikationsstrategie von Off-Kultur im urbanen Raum. Masterarbeit. Freie Universität Berlin. Kultur- und Medienmanagement. URL: 178.63.220.115/files/masterarbeit_gabbert.pdf [abgerufen am 29.03.2013].
- Goonewardena, Kanishka (2009): Urban studies, critical theory, radical politics: Eight theses for Peter Marcuse, In: City: analysis of urban trends, culture, theory, policy, action, 2-], 13, S. 208-218.
- Harvey, David (1992): The Urban Experience. Oxford: Blackwell.
- Kemmis, Stephen/McTaggart Robin (2008): Participatory Action Research. Communicative Action and the Public Sphere. In: Norman K. Denzin/ Yvonna S. Lincoln (Hg.): Strategies of Qualitative Inquiry. Los Angeles/ London/New Delhi/Singapore: SAGE Publications, S. 271-330.
- Knierbein, Sabine (2010): Die Produktion zentraler öffentlicher Räume in der Aufmerksamkeitsökonomie. Ästhetische, ökonomische und mediale Restrukturierungen durch gestaltwirksame Koalitionen in Berlin seit 1980. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage.
- Korff, Guido (1987): Marketing für Außenwerbeträger. Frankfurt am Main/ New York: P. Lang.
- Marcuse, Peter (2012): Whose right(s) to what city?. In: Neil Brenner/Peter Marcuse/MargitMayer (Hg.): Cities for people, not for profit. Critical urban theory and the right to the city. Oxon/New York: Routledge, S. 24-41.
- Mills, Sara (2007): Der Diskurs. Begriff, Theorie, Praxis. Tübingen u.a.: Francke.
- Mitchell, Don (1995): The End of Public Space? People's Park, Definitions of the Public, and Democracy. In: Annals of the Association of American Geographers 85, 1, S. 108-133.
- Paloscia, Raffaele (Hg.) (2004): The contested metropolis. Seven cities at the beginning of the 21st century. Basel/Berlin: Birkhäuser/Springer.
- Schubert, Herbert (2000): Städtischer Raum und Verhalten. Zu einer integrierten Theorie des öffentlichen Raumes. Opladen: Leske + Budrich.

„Juwelen der Klassik“

Beethoven und Mahler im Visier musikalischer Kanonisierungsprozesse

Annegret Eberl

Was sind eigentlich die „Juwelen der Klassik“? Und warum können wir uns so sicher sein, Werke Ludwig van Beethovens darunter zu finden, nicht aber Leopold Anton Koželuch's? Erklärungen, die durch eine historische Verortung des Kanonbegriffes und musikalische Analysen gegeben werden können, sind mit Hilfe der Betrachtung der Rezeptionsgeschichte von Komponisten am aktuellen Musikbetrieb zu überprüfen und gegebenenfalls zu modifizieren.

„Orpheus' Lyra öffnete die Tore des Orkus.“ (Hoffmann 1977: 34)

Warum ist gerade die „Ode an die Freude“ aus Beethovens neunter Symphonie (in einer Instrumentalfassung) zur Europahymne geworden? Und warum findet sich diese Symphonie zum Jahreswechsel bei zahlreichen Orchestern auf dem Programm?

Alle diese Fragen zielen auf einen Kanon musikalischer „Meisterwerke“, die in der Musikwelt weiterhin einen wichtigen Platz einnehmen. Seit in den 1960er Jahren jedoch immer mehr Kritik an einer festgelegten Auswahl an „Klassikern“ laut wurde, ist an musikwissenschaftlichen Seminaren und Instituten die Lehre eines kanonischen Wissens zugunsten anderer Zielsetzungen zurückgetreten. Heute stehen vor allem kritisches Bewusstsein und eine möglichst genaue Reflexion im Zentrum. Auch wenn dies ohne Zweifel eine wichtige Aufgabe des wissenschaftlichen Arbeitens ist, so setzt sie doch in gewisser Weise ein kanonisches Wissen voraus. Das Tutorium „Juwelen der Klassik“ – Beethoven und Mahler im Visier musikalischer Kanonisierungsprozesse verband beides: einerseits den Einblick in den musikalischen Kanon, andererseits aber auch die kritische Betrachtung des Gegenstandes, ein Kennenlernen und Einüben wissenschaftlicher Arbeitstechniken und das Schulen einer differenzierten Wahrnehmung.

Gibt es aktuell einen Kanon im Bereich der sogenannten „klassischen Musik“, was ist darin enthalten, wie ist er entstanden und wie wird er normativ bestätigt?

Mit einem breiten Methodenhorizont ist dies an Fallbeispielen unter anderem der Beethoven- und der Mahler-Rezeption untersucht worden, ferner an der Geschichte der Rezeption von Komponisten und Werken, die jeweils auf anderen (oft verschlungenen) Wegen ihren Platz im Repertoire bzw. Kanon gefunden haben.

Die Frage nach einem Kanon wird traditionell in der Literaturwissenschaft gestellt und beantwortet. Hier sind deshalb auch die Veränderungen in der Bildungslandschaft reflektiert sowie die Problematik der Entstehung und Auflösung eines Kanons theoretisch untersucht worden. Darüber hinaus führt diese Reflexion auch auf die Frage nach einem europäischen Bildungskanon überhaupt. In diesen Zusammenhang ist die Erforschung eines gegenwärtigen musikalischen Kanons im Tutorium situiert worden.

Nach einer historischen Verortung des Kanonbegriffes mit Hilfe von Literatur aus verschiedenen Disziplinen, haben wir das Augenmerk vor allem auf eine kritische Betrachtung des aktuellen Musikbetriebes gelegt. Die kulturellen Praktiken, durch die ein musikalischer Kanon im gegenwärtigen multimedialen Musikbetrieb erzeugt, transformiert und bestätigt wird, sind beobachtet und auf ihre wissenschaftliche Überprüfbarkeit untersucht worden. So haben wir beispielsweise begonnen, Daten aus den Konzertprogrammen der weltbesten Orchester zu erheben. Durch das Erstellen von, an im Konzertbetrieb tätige Musikwissenschaftler gerichtete Fragebögen, konnten zudem weitere Methoden der empirischen Sozialforschung erprobt werden. Als Experten haben sich Steffen Georgi, Konzertdramaturg des Rundfunksinfonieorchesters, und Clemens Goldberg, Musikwissenschaftler, Radio-Autor und Moderator beim Kulturradio des RBB in jeweils einer Sitzung bereitwillig von uns interviewen lassen. Gleichzeitig konnten wir dabei Einblicke in Berufsfelder erlangen, die für angehende Musikwissenschaftler_innen interessant und relevant sein können.

Die Repertoirekenntnisse wurden durch die Diskussion der Kanonisierungsprozesse in einem Rahmen verortet und außerdem durch das Untersuchen von Kompositionen, die nicht im gängigen Kanon vertreten sind, erweitert. Die Erprobung eigener Kompetenzen in Paaren sowie im Plenum konnte die Beobachtungsfähigkeit im Hinblick darauf schärfen, wie sich in kommunikativen Prozessen Kriterien und Wertungen herausbilden, die gegebenenfalls bei den Kanonisierungsprozessen mitwirken. Musikwissenschaftliche Fachkenntnisse wurden durch das Heranziehen und kritische Hinterfragen von sowohl „klassischer“ Literatur als auch neusten Forschungsergebnissen erprobt, gefestigt und vertieft.

Literaturverzeichnis

Hoffmann, E.T.A. (1977): Schriften zur Musik. München: Winkler.

Schwarze Befreiungsbewegungen im historischen und internationalen Vergleich

Panafrikanische kulturelle und politische Praxen in Afrika und der Diaspora

Marlene Genschel und Clara Schumann

Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede lassen sich bei schwarzen Befreiungsbewegungen aus verschiedenen Teilen der Welt beobachten? Welche Formen künstlerischen Ausdrucks entstehen in diesen Kontexten? Wir haben uns anhand von Texten Positionen zu Politik und Kultur von verschiedenen TheoretikerInnen und AktivistInnen erarbeitet. Gleichzeitig haben wir kulturelle Phänomene berücksichtigt, die zur (pan-)afrikanischen Bewusstseinsbildung beigetragen haben bzw. Bestandteil sozialer Bewegungen waren.

Weit verbreiteter Rassismus sowie die Erfahrungen der Sklaverei und des Kolonialismus legen nahe, dass Menschen in Afrika und AfrikanerInnen in der Diaspora einiges miteinander verbindet. Im Tutorium stellten wir uns die Frage, was schwarze Befreiungsbewegungen aus verschiedenen Teilen der Welt miteinander verbindet, und was sie voneinander unterscheidet. Was bedeutet es, von einem nicht-europäischen Standpunkt aus für politische Emanzipation einzutreten? Welche Rolle spielen Kunst und Kultur im intellektuellen Gerüst der Bewegungen, und welche Formen künstlerischen und kulturellen Ausdrucks entstehen in diesen Kontexten?

Am Beginn der panafrikanischen Geschichte sehen viele Edward Wilmot Blyden, einen Politiker und passionierten Althilologen, der die Rückkehr der African Americans nach Afrika propagierte. Auf dem von der American Colonization Society erworbenen Territorium des künftigen Liberias sollten sie frei von rassistischen Vorurteilen einer weißen Mehrheitsgesellschaft leben können und gleichzeitig zur ‚Zivilisierung‘ der einheimischen AfrikanerInnen beitragen. Im Kampf für BürgerInnenrechte und Integration sah Blyden keine Perspektive für die afrikanisch-amerikanische Bevölkerung, und traf mit dieser Auffassung in den USA nicht nur auf Zustimmung. Blydens Verdienst liegt in der Formulierung einer eigenständigen ‚African Personality‘, die sich von der europäischen unterscheidet. Zwar sind seine Ideen im rassifizierenden und missionarischen Denken seiner Zeit befangen, dennoch unternimmt er erstmals den Versuch, Kultur und Lebensweise von AfrikanerInnen aufzuwerten.

In den 1930er Jahren prägten Aimé Césaire und Léopold Sédar Senghor als Studenten in Paris die ‚Négritude‘, die die pejorative Bezeichnung ‚nègre‘ in ein positives Identitätskonzept umwandelte. AfrikanerInnen

und Menschen afrikanischer Abstammung sollten ihre Herkunft bejahen, sich der traumatisierenden gemeinsamen Erfahrungen von Sklaverei und Kolonialismus bewusst sein und afrikanische Kultur und Geschichte zu schätzen wissen. Ihr literarisches Schaffen, das Poesie, Theaterstücke und politische Schriften umfasst, übte Kritik an westlicher Zivilisation und Hegemonie und verfocht, vor allem im Fall Senghors, eine eigene afrikanische Ästhetik. Der Essentialismus der Négritude wurde oft kritisiert, von Sartre allerdings als ‚antirassistischer Rassismus‘ begriffen, der notwendig sei, um Gleichberechtigung zwischen der durch Rassifizierung und Unterdrückung geteilten Menschheit zu erreichen (vgl. Sartre 1948).

Auf den Spuren E. W. Blydens befindet sich Marcus Garvey, der sich ebenfalls für die Emigration von AfrikanerInnen aus der Diaspora nach Afrika einsetzte. Er träumte von einem vereinten Afrika, setzte sich aber auch in den USA für die Verbesserung der Lebensbedingungen der Schwarzen ein, indem er Unternehmen und Kooperativen aufbaute. Ungefähr zur gleichen Zeit wirkten in den USA der Intellektuelle W. E. B. DuBois und Booker T. Washington für die Sache der African Americans. Ihre Ansätze wurden oft als konträr bezeichnet, was vor allem daran liegt, dass DuBois, der aus privilegierten Verhältnissen stammte, eine vollständige rechtliche Emanzipation der Schwarzen anstrebte und die Bedeutung höherer Bildung herausstrich, während Washington der schwarzen Bevölkerung anriet, sich eher in manuellen Berufen ausbilden zu lassen, um eine erste ökonomische Unabhängigkeit zu erreichen. Beide lehnten den Separatismus Marcus Garveys entschieden ab.

In den 1960er Jahren entstand in den USA eine zweite BürgerInnenrechtsbewegung, die sich an ähnlichen Punkten teilte: Auf der einen Seite standen Malcolm X und die Black Panther Party, die auf dem Recht auf Selbstverteidigung für Schwarze bestanden, (Gegen-)Gewalt anwandten und teilweise für eine Trennung von Schwarz und Weiß eintraten. Auf der anderen Seite war Martin Luther King Jr., der mit gewaltlosen Strategien für die gleichberechtigte Integration Schwarzer in die Gesellschaft kämpfte.

Die BürgerInnenrechtsbewegung wurde in den 70ern durch die ‚Black‘ und ‚Africana Studies‘ institutionalisiert. In diesem universitären Kontext schrieb Molefi Kete Asante 1988 sein Buch ‚Afrocentricity. The Theory of Social Change‘, in dem er die kulturelle Entfremdung der African Americans kritisiert und Strategien vorschlägt, sie zu überwinden. Dabei bezieht er sich maßgeblich auf Thesen des senegalesischen Historikers Cheikh Anta Diop, der die zu seiner Schaffenszeit provokative Auffassung vertrat, dass das Alte

Ägypten eine schwarze Zivilisation gewesen sei.

Auch Musik spielt in der afrikanisch-amerikanischen Geschichte des Widerstands eine große Rolle: vom Blues und den Spirituals über Jazz bis Hip Hop übten MusikerInnen auf subversive oder direkte Weise Kritik an der alltäglichen Unterdrückung, der sie ausgesetzt waren.

Auf dem afrikanischen Kontinent entstanden in den 40er und 50er Jahren viele Unabhängigkeitsbewegungen, die zum Rückzug der Kolonialmacht führten oder sie zumindest einläuteten. Leider wurden die kolonialen schnell von neokolonialen Abhängigkeiten abgelöst und in vielen Staaten etablierten sich Diktaturen und Korruption. Ousmane Sembène, senegalesischer Regisseur und Schriftsteller, bringt in seinen Romanen und Filmen viele dieser Probleme allegorisch für ganz Afrika auf den Punkt. Sembène karikierte AfrikanerInnen, die um jeden Preis einen europäischen Lebensstil zu kopieren versuchten. Sinnvoll war in seinen Augen eine Mischung aus selektiver Aneignung europäischer Kultur und kritischer Reflexion der afrikanischen Traditionen. Südafrika, in der die Rassentrennung erst in den 90er Jahren abgeschafft wurde, stellt einen besonderen Fall in der afrikanischen Geschichte dar. Hier trug die Black Consciousness-Bewegung zur Bildung eines positiven schwarzen Selbstbildes bei und der ANC opponierte mit Streiks, Demonstrationen und später auch Sabotageakten gegen das Regime. Das Theater spielte innerhalb der Anti-Apartheidbewegung eine wichtige Rolle, so ging z. B. Athol Fugard trotz der Rassengesetze mit den schwarzen Schauspielern John Kani und Winston Nshona unter anderem mit dem Stück ‚Die Insel‘ auf weltweite Tourneen und machte so auf die Situation in Südafrika aufmerksam. In Zimbabwe dient Theater auch heute noch als Ausdrucksmittel des politischen Protests gegen das Mugabe-Regime.

Aus den oft männlich dominierten bürgerrechtlichen und nationalistischen Bewegungen entwickelten sich in den 70er Jahren in den USA und Europa auch feministische, die sich als ‚Black Feminists‘ oder ‚Womanists‘ verstehen und auf die Verwobenheit von Herrschaftsverhältnissen wie race, Klasse und Gender hinweisen. Aus dieser theoretischen Diskussion entstanden auch die Critical Whiteness Studies, und in Deutschland die Kritische Weißseinsforschung, die mittlerweile an den Gender Studies der Humboldt-Universität etabliert sind. Sie versuchen, den Blick der weißen Mehrheitsgesellschaft umzudrehen und fordern Weiße zu einer kritischen Reflexion ihrer eigenen Verhaltensweisen und gesellschaftlich privilegierten Position gegenüber Nicht-Weißen auf, um so der Reproduktion und Aufrechterhaltung von meist strukturellem

Rassismus entgegenzuwirken.

Ausgehend von den historischen Anfängen der hier zum Teil genannten Denkrichtungen haben wir in dem Tutorium einige daraus resultierende Befreiungsbewegungen unter anderem anhand von Literatur, Musik und Film untersucht. Darüber hinaus haben wir ebenfalls aktuellen Performance-Produktionen wie beispielsweise die Exhibit-Serie des südafrikanischen Theaterschaffenden Brett Bailey diskutiert, die anhand einer inszenierten Ausstellung lebender/menschlicher Exponate aus der deutschen, belgischen und französischen Kolonialgeschichte die Linie des Rassismus bis hin zur heutigen europäischen Asylpolitik nachzeichnet und 2012 auch in Berlin zu sehen war.

Dabei wurde im Verlauf des Tutoriums deutlich, dass sich viele Bewegungen zwar auf die gleichen philosophischen Grundsätze bezogen, sich aus diesen heraus aber weltweit sehr unterschiedliche und auch letztendlich auf der gesellschafts-politischen Ebene konträr ausgerichtete Bewegungen entwickelt haben. Darüber hinaus haben wir versucht zu reflektieren, wo und in welcher Form auch in der heutigen Zeit und vor allem auch in der deutschen Gesellschaft nach dem Ende des Kolonialismus und der schwindenden Präsenz der von uns behandelten Befreiungsbewegungen, noch Spuren dieser zu finden sind und ob sich diese auch auf uns persönlich auswirken.

Contemplative Science

Eine Annäherung an die Mind & Life-Dialogues

Verena Fleißner

Contemplative Science (CS) ist eine Forschungsrichtung, die aus den seit 1987 stattfindenden Gesprächen zwischen dem Dalai Lama und Vertretern westlich empirischer Forschung hervorgegangen ist. In diesem Rahmen wurden zum Beispiel Modelle zur Entstehung von Empathie und altruistischem Verhalten entwickelt, die Wechselwirkungen zwischen Meditation und neuronaler Plastizität erforscht, aber auch Parallelen zwischen buddhistischen Konzepten und quantentheoretischen Überlegungen beleuchtet. Ziel des Tutoriums war, den CS Ansatz kennenzulernen und zu evaluieren. Hierfür wurden zwei Vorgehensweisen parallel verfolgt: Einerseits fand eine kritische, empirisch-wissenschaftliche Annäherung statt, indem durch die Teilnehmerinnen und Teilnehmer in Referaten jeweils ein Dialog als thematische Ausgangsbasis diente, anhand dessen relevante Studien vorgestellt, diskutiert und eigene Forschungsfragen daraus abgeleitet wurden. Diese Forschungsfragen wurden als hypothetische Experimente ausgearbeitet und in der Abschlussitzung als Poster präsentiert. Parallel dazu lernten die Teilnehmer in zwei Sitzungen eine säkulare Meditationspraxis kennen. Der Erfolg dieser Intervention wurde mittels quantitativer Methoden ausgewertet. Zusätzlich wurde in einer Sitzung die Frage thematisiert, ob die starke Verbindung zu „seiner Heiligkeit“ dem Dalai Lama hilfreich und notwendig für den CS-Ansatz oder eher hemmend für eine kritische, objektive Herangehensweise ist. Das Angebot richtete sich an Studierende sämtlicher Fachrichtungen ab dem 3. Semester und wurde erfreulicherweise auch von vielen Nicht-Psychologen begeistert aufgenommen.

35

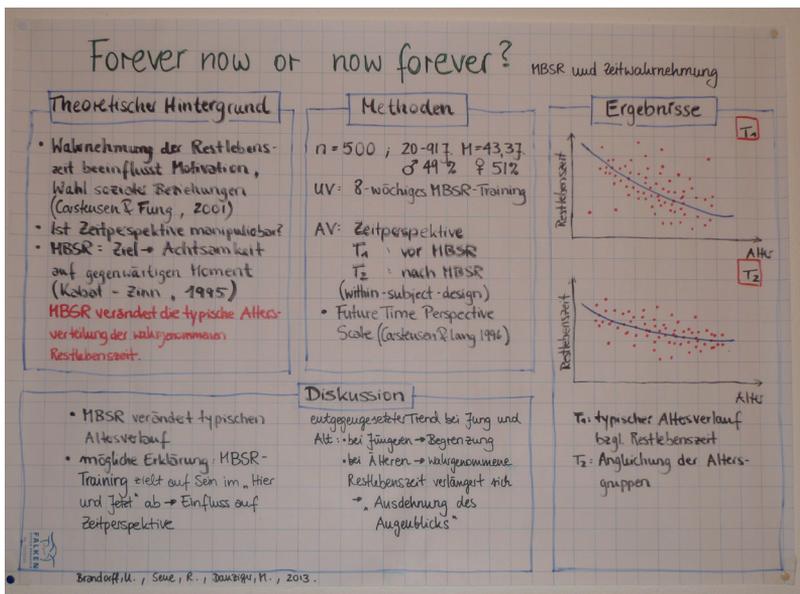


Abbildung 1

Hypothetisches Experiment zur Veränderung der Zeitwahrnehmung (hier operationalisiert als wahrgenommene Restlebenszeit) bei jungen vs. alten

Erwachsenen durch Einfluss von „mindfulness-based stress reduction“ (MBSR, Kabat-Zinn, 1995). MBSR ist eine unter anderem bei chronischen Schmerzpatienten sehr erfolgreich angewandte Methode zur Stressreduktion, die sich aus fernöstlichen Heilslehren entlehnte Prinzipien, wie zum Beispiel Achtsamkeitsmeditation zu Nutze macht, um Menschen einen gesünderen Umgang mit Stressoren zu ermöglichen. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Tutoriums lernten diese Methode auch im Selbstversuch kennen.

Meditieren für die Freiheit

Theoretischer Hintergrund

- Rückfallquoten bei Gewaltverbrechen 50%
- Forensische Studien mit dem PPI zeigen Scores von $M = 38,2$ gegenüber Scores von $M = 35,2/50,34$ in Population
- Zur Unterstützung der Rehabilitation und Resozialisierung werden div. Interventionen erforscht

Ziele der Studie

- Können Meditation die Auswirkungen von Psychopathie und die Rückfallquote senken?
- Wirkt diese Intervention altersspezifisch?

Methoden

- Stichprobe randomisiert: 1950 verurteilte Jugendverbrecher, Haftdauer 0,5-5 Jahre
- Dreitägiges Training mit täglicher Meditation nach 24h bis 6wöchige Übung
- Fragebogen vor, nach Trainings- und 12wöchiger

Ergebnis	N	alte	Mean	höchster Punktschwere
Gruppe	650	18-23	25	70%
mittlere	650	30-54	42	59%
alte	650	55-80	65	40%

Diskussion

Was dieser Studie ergeben sich weitere Fragen, z.B.:

- Wo es Veränderungen im Gehirn?
- Sind Möglichkeiten zur Teilnahme Kriminalität vermindert oder nicht?
- Welche weiteren Einsparungsmöglichkeiten gibt es?

Beispiele:

- Gesundheitsförderung
- Meditation statt Verleumdung
- Meditation als Strafmittel

E R G E B N I S S E

6
5
4
3
2
1
0
-MW
-Justiz
-ALTE
PPI-Score
1. Monat 1 Jahr 3 Jahre 5 Jahre

In allen Altersgruppen wurden im 2. Jahr von 60% der Probanden regelmäßige Meditationsübungen angegeboten, eine verbesserte Symptomkontrolle von 80%, verbesserte Konfliktlösungen in Beziehungen und allgemein höhere Lebensqualität von 70%. Die PPI-Scores verringerten sich von $M = 38,4/SD 4,5$ auf $M = 34,7/SD 3,2$ bei der Entlassung.

FAZIT

Meditation erhöht die Selbstverantwortlichkeit, die Lebensqualität und den Umgang miteinander.

Studie: * Meditation reduziert kriminelles Verhalten* von Paula Tombsi, Pugh, Webb, Philipp Kuznetsov, Tony Stewart (Psychology, 1998). * Martin et al., 2008). * Lilienfeld & Andrews, 2002)

Abbildung 2

Hypothetisches Experiment zum Einfluss von MBSR (vgl. Abb. 1) auf die Rückfallrate und Psychopathiescores („Psychopathic Personality Inventory“ von Lilienfeld & Andrews, 2002) von Gewaltstraftätern. Angemerkt sei hierzu, dass MBSR tatsächlich im Justizvollzug erfolgreich angewendet wird und dies auch wissenschaftlich bestätigt wurde. Zum Beispiel fanden Samuelson et al. (2007) bei 1350 untersuchten Gefängnisinsassen verringerte Feindseligkeit, sowie gesteigerten Selbstwert. Bowen et al. (2006) fanden nach Anwendung von Vipassana-Meditation (MBSR sehr ähnlich) nach ihrer Entlassung bei den Ex-Häftlingen weniger Substanzmissbrauch und bessere psycho-soziale Werte als in der unbehandelten Kontrollgruppe.

„Die Ökologische Fleischbox“

C. CHWALINSKI
E. MUSIAL
M. THIEDE

Theorie

Im berühmten Experiment der Climate Change Conference zeigte sich, dass Menschen dazu neigen, die Standard-Option zu wählen, egal ob vegetarisch oder nicht.

Dieses Default-Prinzip als wirksames Aufwärtsschieber (oder auch Abwärtsschieber) für eine ökologische Intervention in der Sozialökonomie.

Warum sollte ich mir ein Behälter für Fleisch mitbringen, wenn der Laden mir einen Behälter für Fleisch mitbringt? (Stimmen mit dem Standard-Verpackungsmaterial überein, um die Verpackung zu sparen)

Hypothesen:

Der Fleischverkauf wird signifikant geringer.

Weniger Menschen kaufen Fleisch.

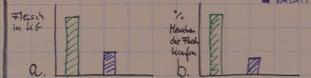
Methoden

Stichprobe: REWE-Supermärkte in Berlin

Design: Quasiexperimentelles Design mit Vorher-Nachher-Messung
Zeitraum: jeweils 1 Woche

AV: - Fleisch in kg
- % an Kunden, die Fleisch kaufen

Ergebnisse



einseitiger t-Test für un-
abhängige Stichproben
a) $F = 10.9$, $\alpha = 0.05$, $p = 0.02$
b) $F = 15.3$, $\alpha = 0.05$, $p = 0.01$

Diskussion

Es zeigt sich, dass das Default-Prinzip auch im Alltag genutzt werden kann. Die Menschen haben noch die Möglichkeit Fleisch zu kaufen, aber es ist mit höherem Aufwand verbunden. Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass die Stichprobe nicht idealtypisch war, da durch das quasiexperimentelle Design einige Variationen nicht mit erfasst wurden.

Quelle: Climate Change Conference 2009
musial.mar.zuhls.com

Abbildung 3

Hypothetisches Experiment zum sogenannten „Default-Prinzip“. Es hat sich gezeigt, dass man die „Faulheit“ der Menschen für ökologische Zwecke nutzen kann, indem man z.B. in Kantinen den Default von Fleischgerichten auf vegetarisches Essen ändert (z.B. Campbell-Arvai et al. 2012). Bei dem abgebildeten Poster war die Idee, Fleischkauf zu erschweren (und Verpackungsmaterial zu sparen), indem die Kunden dazu aufgefordert werden, eigene Behälter für das Fleisch mitzubringen oder im Laden zu kaufen. Der Einsatz von Default-Interventionen ist vielfältig: statt automatisch in Kleidergeschäften alles in Tüten verpackt zu bekommen, könnten diese zum Beispiel nur auf Anfrage ausgegeben werden. Das hier dargestellte Thema ist exemplarisch für die Vielfältigkeit der im Tutorium behandelten Themen. So gab es Mind & Life-Dialogues zu Physik, Ökonomie, destruktiven Emotionen, fernöstlichen Heilslehren etc.

Wenn Geld Gutes tut: Strategisches Spenden in Deutschland

Johanna Hartung

Das Tutorium beleuchtet die Zusammenarbeit zwischen dem gemeinnützigen Sektor und privaten Geldgebern. Im Mittelpunkt des Tutoriums steht ein Planspiel, das für die Teilnehmenden den Vorgang des Spendens und die Entscheidungsfindung erlebbar macht. Es stehen 1.000 Euro zur Verfügung, die an eine gemeinnützige Organisation gespendet werden sollen, die die Studierenden gemeinsam auswählen. Die Teilnehmenden entwickeln zu diesem Zweck eigene Kriterien, führen Interviews durch und fragen externe Experten um Rat.

Jeder dritte deutsche Bürger spendet regelmäßig (TNS 2011). Im Jahr 2011 sind so etwa 4,3 Milliarden Euro an Spenden zusammen gekommen (GfK 2012). Spenden sammelnde Organisationen erbringen mit diesen Geldern wichtige Dienstleistungen, bündeln und vermitteln gesellschaftliche Interessen und erfüllen auf lokaler Ebene oft die Funktion der sozial-kulturellen Integration (vgl. Phineo 2010). So gäbe es ohne gemeinnützige Organisationen keine Obdachlosenhilfe, keine Mietervereine oder Kleinbühnen.

Für die Erbringung dieser Aufgaben werden private Spenden für gemeinnützige Organisationen immer wichtiger, da öffentliche Mittel zurückgehen. Dabei steigt die Zahl der spendensammelnden Organisationen schneller als das Spendenvolumen (vgl. Priller 2007: 107). Die zentrale Frage ist deshalb: Auf welcher Grundlage entscheiden Spenderinnen und Spender darüber, welche Organisation das Geld erhalten soll? Diese Fragestellung bildet den inhaltlichen Ausgangspunkt des Tutoriums „Wenn Geld Gutes tut: Strategisches Spenden in Deutschland“.

Empirische Untersuchungen zum Spendenverhalten lassen sich in der Zivilgesellschaftsforschung verorten. Auf der Mikroebene wird hier das gesellschaftliche Engagement von Individuen analysiert, das sowohl freiwilliges Engagement als auch das Spenden umfasst. Die Determinanten freiwilligen Engagements haben in der Forschung hohe Aufmerksamkeit erfahren (vgl. Olk/Hartnuß 2011). Jedoch gewinnen insbesondere Spenden als aktiver, selbstbestimmter Beitrag von Bürgern zur Gestaltung der Gesellschaft an Bedeutung. Dabei sind „diese persönlich determinierten Gestaltungselemente vor dem Hintergrund von individuellen Werten, nationalen Traditionen, von Vertrauen in institutionelle Rahmenbedingungen (d. h. in die Spenden sammelnde Organisation) sowie die wechselnde Bezugnahme auf konkrete Anlässe, Projekte und Situationen“ (Priller 2007: 107) wissenschaftlich noch nicht hinreichend untersucht.

Das Tutorium greift diese von Priller genannten Aspekte des Spendens auf und macht sie an einem realen Projekt nachvollziehbar. Zentrale Fragestellungen, die im Laufe des Semesters bearbeitet und diskutiert werden, sind unter anderem: Welche Motive verfolgen wir, wenn wir eine Geldspende tätigen? Was sind aktuelle Trends im Bereich der Philanthropie? Nach welchen Kriterien wählen wir Empfängerinstitutionen aus und wie können wir diese miteinander vergleichen?

Der Kern des Tutoriums besteht aus einem Planspiel. Anhand dieser Methode sollen die sozialen Konflikte und Entscheidungen beim Spenden auf praktische Weise erfahrbar gemacht werden. Zudem können sich die Teilnehmenden ihrer individuellen Werte bewusst werden und lernen, ihre Interessen zu artikulieren und zu vertreten. Für das Planspiel stehen 1.000 Euro zur Verfügung. Aufgabe der Studierenden ist es zunächst, sich in Teams zusammenzufinden, wobei jedes Team ein selbstgewähltes gesellschaftliches Thema bearbeitet. Innerhalb jedes Themenfeldes wird das gesellschaftliche Problem analysiert, mögliche Lösungsansätze ermittelt und potentielle Empfängerorganisationen recherchiert. Über alle Teams hinweg erarbeiten die Studierenden Kriterien für die zur Wahl stehenden Organisationen. Anhand dieser Kriterien wählen die Teams Organisationen aus, und führen mit deren Verantwortlichen Interviews. Wenn sich das Team von der Leistungsfähigkeit der Organisation überzeugt hat, stellen die Studierenden in einer 10-minütigen Präsentation die von ihnen gewählte Organisation vor und versuchen, die 1.000 Euro für ihre Organisation einzuwerben. Nach der Präsentation aller Teams sowie einer Diskussion über die Organisationen, deren Arbeitsweise und Wirkung kommt es zur gemeinsamen Abstimmung über die Frage, welche Organisation die 1.000 Euro erhalten soll.

Neben dem Planspiel beinhaltet das Q-Tutorium zwei weitere wichtige Elemente. Bevor das Planspiel beginnt wird zum einen der gemeinnützige Sektor analysiert und die Risiken des Spendens beleuchtet. Zum anderen geben externe Experten einen praxisnahen Einblick in ihre Arbeit. So lernen die Studierenden Akteure des gemeinnützigen Sektors kennen und können durch Fragen nach den Biographien, Positionen und Aufgaben der externen Referentinnen und Referenten das Berufsfeld näher kennen lernen.

Lernerfahrungen im Tutorium

Die zehn Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Tutoriums im Wintersemester 2012/13 setzten sich aus Bachelorstudierenden der Wirtschafts- und

Sozialwissenschaften, einem Masterstudenten der Philosophie sowie einer freiberuflichen Beraterin für Freiwilligenmanagement zusammen. Als Teil der Prüfungsleistung verfassten die Studierenden nach Abschluss des Tutoriums Reflexionspapiere, die unter anderem Fragen zu ihren Lernerfahrungen, den Gruppenprozessen sowie nach Verbesserungsvorschlägen enthielten. Die folgende Kurzdarstellung der Ergebnisse beruht auf den in den Reflexionspapieren getroffenen Aussagen der Studierenden.

Das Tutorium wurde aufgrund seines Konzeptes gut angenommen. Dies wurde durch die abwechslungsreiche Gestaltung der einzelnen Sitzungen, den hohen Praxisbezug sowie die angenehme Lernatmosphäre bedingt. Die Studierenden gaben an, dass sie ihre Kenntnisse und Fähigkeiten in verschiedenen Bereichen vertiefen konnten: Auf der fachlichen Ebene verfügten die Studierenden nach dem Tutorium über Grundwissen in Bezug auf den dritten Sektor, seine Funktionsweise und relevanten Akteure. Auf der kognitiven Ebene konnten sie kritische Argumente in Diskussionen einbringen und diese verteidigen. Sie bewiesen Eigeninitiative und zeigten sich teamfähig, was dem Bereich des Sozialen zuzuschlagen ist. Auch der Berufsfeldorientierung kam das Tutorium zugute, so konnten die Studierenden die Vielfalt der Berufe im Dritten Sektor und deren Zugangsmöglichkeiten kennenlernen.

Der Kriterienkatalog, den die Gruppe im Tutorium entwickelte, wurde von den Studierenden in ihren Reflexionspapieren als wichtigster Lerneffekt bewertet (Abb. 1). Dieser enthielt Kriterien für die Auswahl Spenden sammelnder Organisationen und spielte eine zentrale Rolle bei der Entscheidung für die Empfängerorganisation im Rahmen des Planspiels. Die Gewinnergruppe aus dem Themenbereich Bildung zeigte bei der Vorstellung der Bürgerstiftung Berlin detailliert auf, inwiefern die entwickelten Kriterien erfüllt wurden und konnte damit die Gruppe überzeugen. Die Spende hat die Bürgerstiftung Berlin beim Abschlusstreffen des Tutoriums entgegen genommen. Die Freude über diese Auszeichnung, die ihrer Arbeit durch die Auswahl der Studierenden zukam, war groß.

Kritisch angemerkt haben einige Studierende, dass die Zeit für Diskussionen und Gruppenarbeiten im Tutorium oft nicht ausreichte. Auf diesen Aspekt konnte bei der Neukonzeption des Tutoriums eingegangen werden. Im Sommersemester wird das Tutorium mit vier statt zwei Semesterwochenstunden angeboten. Zwei Blocktage sollen es noch besser ermöglichen, gemeinsam im Team zu arbeiten und einzelne Themenfelder zu vertiefen.

Kriterium	Sinn und Zweck der Prüfung	Mögliche Best-Practice Beispiele
Zieldefinition	<ul style="list-style-type: none"> - Genaue Festlegung der Ziele - Aussagen über Planungsprofessionalität 	<ul style="list-style-type: none"> - Ausgewählte Definition: Meeres Ziel
Finanzen	<ul style="list-style-type: none"> - Keine Vermischung, Verschwendung, effiziente + solide Mittelverwendung 	<ul style="list-style-type: none"> - Offenlegung der Finanzen, Bilanz, externe Prüfung, Kontrollgremien
Transparenz	<ul style="list-style-type: none"> - Finanzziel: Woher, gehen Spenden? - Projekte: Was wurde wie gemacht? 	<ul style="list-style-type: none"> - Aufschlüsselung von Geldern -> Initiativ Transparenz Zivilgesellschaft - Dolm über Methoden und Abläufe
Öffentlichkeit	<ul style="list-style-type: none"> - Information der Beteiligten, Darstellung der Tätigkeit, Social Media Aktivitäten - Verständlichkeit 	<ul style="list-style-type: none"> - Infocenter, Daten, Internetseiten, Facebook, Twitter, direkter Kontakt
Erfolg der Projekte	<ul style="list-style-type: none"> - Sicherstellung von Effektivität + zukünftigen Erfolg 	<ul style="list-style-type: none"> - Abschluss, Zertifikate (Phineo, GZI), Bucherschaft, Sichtbarkeit
Organisationsstrukturen	<ul style="list-style-type: none"> - Entscheidungsführung - Rechtliche Form - Hierarchien 	<ul style="list-style-type: none"> - Kontrollmöglichkeiten - Aufsichtsrat
Förderung des Ehrenamts	<ul style="list-style-type: none"> - Eingliederung in die Gesellschaft - Zeichen für Transparenz - Freiwilliger Einsatz 	<ul style="list-style-type: none"> - Betreuung der Freiwilligen (Information, Kontrolle, Schulung, Dialog) - Gute Zugänglichkeit für mögliche Freiwillige
Anspruchspartner/ Spenderbetreuung	<ul style="list-style-type: none"> - Konkrete Verantwortlichkeiten 	<ul style="list-style-type: none"> - Website: Foto, Kontakt und konkrete Person, die erreichbar ist
Partnerschaften	<ul style="list-style-type: none"> - Kooperation und Wissensaustausch 	<ul style="list-style-type: none"> - Verlinkungen zu anderen Organisationen auf der Website - Mitgliedschaft in Expertenverbänden - Auf Nachfrage nennt die Giga Partner
Nachhaltigkeit	<ul style="list-style-type: none"> - Keine Struktur - Effektivität / Wirksamkeit 	<ul style="list-style-type: none"> - Personalität kein Wissenstransfer wenn Gf keinen Nachfolger hat - Finanzteil: unangebrachte Ausgaben (hohe Mittel), unterschiedliche Ehrenämter
Auszeichnungen	<ul style="list-style-type: none"> - Externe Prüfung und Bestätigung - Bewusstheit zur Prüfung 	<ul style="list-style-type: none"> - GZI - PHINED - Initiative Transparenz Zivilgesellschaft
Social Responsibility	<ul style="list-style-type: none"> - Zeichen für verantwortungsvolles und nachhaltiges Handeln 	<ul style="list-style-type: none"> - „Netzwerk-Kicker“ ->Nachfragen!

Abb.1: Kursinterner Kriterienkatalog

Quellen- und Literaturverzeichnis

GfK und Deutscher Spendenrat e.V. (2012): Bilanz des Helfens, URL: <http://www.spendenrat.de/filearchive/51f5cc7df589a49c7a7e07dcc149b13d.pdf> [abgerufen am 10.03.2013].

Olk, Thomas/Hartnuß, Birger (Hg.) (2011): Handbuch Bürgerschaftliches Engagement. Weinheim: Beltz Juventa.

Phineo gAG (2010): Engagement mit Wirkung, URL: http://www.phineo.org/downloads/?p=1&filename=PHINEO_Engagement_mit_Wirkung.pdf [abgerufen am 10.03.2013].

Priller, Eckehard (2007): Spenden in Nonprofit-Organisationen: Markt oder Gestaltungselement der Zivilgesellschaft? In: Bernd Helmig (Hg.): Nonprofit-Organisationen und Märkte. 7. Internationales Colloquium der NPO-Forscher im März 2006 an der Universität Freiburg/Schweiz. Wiesbaden: Dt. Univ.-Verl., S. 95-108.

TNS Infratest (2011): 17 Jahre Deutscher Spendenmonitor. Fakten und Trends im Zeitverlauf, URL: http://www.tns-infratest.com/branchen_und_maerkte/pdf/social_marketing/17_Jahre_Deutscher_Spendenmonitor_2011.pdf [abgerufen am 10.03.2013].

Ganzjähriger nachhaltiger und ökologischer Pflanzenbau in der Stadt am Beispiel ECF

Stefan Hebold und Andrea Frömel

Urbaner Pflanzenbau, insbesondere erwerbsmäßig betriebener Land- und Gartenbau in Städten hat in den vergangenen Jahren weltweit an Bedeutung gewonnen. In den Megacities der sogenannten Entwicklungsländer ist es aber auch eine Möglichkeit der Einkommens- und Nahrungsmittelsicherung für die ärmeren Teile der Bevölkerung. In den Städten der Industrieländer sind Ursachen für „City Farming“ unter anderem, ein gewachsenes Bewusstsein für Nachhaltigkeit, kurze Wege bei der Produktion und Distribution von Nahrungsmitteln sowie eine neue Art der Begrünung von Städten und der Beschäftigung mit der Natur. Es sind ganz unterschiedliche Gründe, weshalb sich in den letzten Jahren immer mehr Menschen mit den Themengebieten urbane Landwirtschaft, urbaner Gartenbau und Hydroponik beschäftigen. Zu diesen Gründen zählen neben dem aufkommenden Klimawandel, die Ressourcenverknappung, Fragen der globalen Gerechtigkeit und des globalen Konsums. Zu den unterschiedlichen Formen und Effekten des städtischen Land- und Gartenbaus gibt es allerdings erst wenig wissenschaftlich dokumentiertes Wissen. Um diesem Defizit Abhilfe zu verschaffen, wurde gemeinsam mit heranwachsenden WissenschaftlerInnen die Fragestellung nach der Gesundheit urban produzierter Nahrungsmittel (pflanzlich) geklärt. Zu diesem Zweck wurden an verschiedenen Standorten (urban, periurban und auf dem Land) Hochbeete errichtet, welche mit jeweils denselben Pflanzen bestückt wurden. Um das Ertragspotential mit dem System der ECF Containerfarm vergleichen zu können, wurden in der Hydroponikanlage dieselben Pflanzen angebaut. Zwischen dem System der Hydroponik und den Hochbeeten wurden die Erträge verglichen, wobei der Vergleich der Hochbeete untereinander anhand der eingetragenen Schwermetalle gezogen wurde.

Erste Phase (Dez. 2012 – Feb. 2013): Inputvorlesungen zu den Themenkomplexen urbane Pflanzenproduktion und Schadstoffbelastung in der Stadt

Am 31. Oktober begannen wir mit einer von weit über 30 Studierenden besuchten Informationsveranstaltung zu dem von uns angebotenen Tutorium. Über dieses rege Interesse waren wir sehr erfreut und trafen nach einschlägiger Beratung und Rücksprache die Entscheidung, dass insgesamt 12 Studierende teilnehmen können. Dabei lagen uns insbesondere ein ausgewogenes Verhältnis der Geschlechter und eine gute Mischung der verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen am Herzen. Gemeinsam mit den TeilnehmerInnen sprachen wir inhaltliche Schwerpunkte der Inputvorlesungen ab und koordinierten einen groben zeitlichen Gesamtplan. Auch die Themen, welche im Rahmen des Tutoriums schriftlich und in Gruppen zu erarbeiten waren, wurden zunächst abgestimmt. Am dritten Dezember eröffnete die Mitinitiatorin des Tutoriums, Frau Dr. H. Hoffmann, die Ringvorlesung zum Thema *Urban gardening* im

globalen Kontext. (Wir hatten uns mit den TeilnehmerInnen entschieden, die Vorlesung allen Studierenden zugänglich zu machen). Es folgten:

- „Potenzielle Schadstoffbelastung im urbanen Pflanzenbau (Schadgrenzen)“ von Herrn Dr. F. Riesbeck
- „Die Rolle des urban gardenings im Kontext des städtischen Raums“ von S. Hebold
- „Einführung in die Hydroponik“ von Dr. H. Grüneberg
- „Die Wirkung von Schadstoffen (Schwermetalle) auf den menschlichen Organismus“ von S. Hebold

Zwischendurch gab es zur Auflockerung eine Exkursion zum Interkulturellen Garten in Lichtenberg. Hier hatten die TeilnehmerInnen die Möglichkeit, praktische Aspekte des urbanen Pflanzenbaus zu erfassen.

Zweite Phase (Anfang März 2013): Laborworkshop

Nach den Einführungsvorlesungen gab es Anfang März einen Laborworkshop. Davor wurde Frau Prof. Dr. C. Richter (Fachgebiet Biometrie und Versuchswesen) konsultiert. Mit ihr planten wir das Vorgehen der Schadstoffuntersuchung, um eine wissenschaftliche Auswertung vornehmen zu können.

Frau Dr. K. Weiß vom Gemeinschaftslabor Analytik an der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät leitete den Laborworkshop. Zunächst wurde uns das Vorgehen des wissenschaftlichen Probenehmens erläutert. Anschließend erklärte uns Frau Dr. Weiß die für unsere Untersuchungen relevanten Methoden und Gerätschaften. Gemeinsam wurde ein Plan zur Beprobung des Gießwassers, des Substrates sowie der Pflanzen erarbeitet. Dabei klärten wir Fragen zur Probenhäufigkeit, statistischen Auswertungen, Fehlervermeidung und Organisation. Am Ende gab es einen Rundgang durch das Gemeinschaftslabor, bei dem uns die Geräte vorgestellt wurden und die Teilnehmenden Gelegenheit hatten, ihre Fragen zu stellen.

Im Anschluss an den Workshop gab es ein Koordinierungstreffen, um das weitere Vorgehen zu besprechen und zu planen. Dabei wurden auch bereits das Saatgut, das Anzuchtsubstrat und die Quick-Pott-Paletten verteilt. Damit ausgerüstet konnten die TeilnehmerInnen eine Auswahl der verwendeten Pflanzen zuhause vorziehen.

Dritte Phase (Anfang/Mitte März 2013): Aufbau der Hochbeete

Am 15. März konnten die Hochbeete wie geplant errichtet werden. Diese wurden mit der Hilfe von Herrn Wettstein (Leiter der Lehr- und Forschungsstation, Bereich Gewächshaus) vorbereitet. Er half uns tatkräftig

dabei, die Hochbeete zu konstruieren und die benötigten Materialien zu bestellen und vorzubereiten. Am Freitagmorgen verteilte ein von uns beauftragter Fahrer die Baumaterialien an den vier Standorten in der Stadt. Die TeilnehmerInnen trafen sich um 10:00 Uhr am Standort der LGF (Berlin Mitte). Nach kurzer Erläuterung der Konstruktion und Einweisung an den Geräten begannen wir gut gelaunt mit dem Aufbau des ersten Hochbeets. Auch eine ca. 10 cm hohe Schneedecke konnte uns nicht daran hindern. Nach ungefähr einer Stunde stand das erste Hochbeet und wir waren alle erstaunt, wie aus dem abstrakten Plan nun endlich Wirklichkeit wurde.

Danach fuhren wir zusammen zum zweiten Standort, der alten Malzfabrik in der Nähe des S-Bahnhofs Südkreuz (Berlin Tempelhof-Schöneberg). Hier befindet sich der Firmensitz der ECF (Efficient City Farming) und die Containerfarm. Christian Echternacht erklärte uns zunächst die Funktionen der Containerfarm. Die TeilnehmerInnen bekundeten ihr Interesse an der Thematik durch gezieltes Nachfragen, zum Beispiel zu den Fischarten, den verwendeten Futtermitteln, dem Kreislaufsystem, dem Gewächshaus, usw. Nach einer halben Stunde intensiven Austauschs begannen wir auch hier das Hochbeet zu errichten. Diesmal ging alles schon viel schneller und geübter. Positiv war zu beobachten wie die Aufgabe gemeinsam als Team bewältigt wurde. Am nächsten Tag, dem Samstag, teilte sich das Tutorium in zwei Gruppen auf. So wurden an den Standorten Karlshorst (Berlin Lichtenberg) und Stahnsdorf (Landkreis Potsdam-Mittelmark) die letzten Hochbeete aufgebaut.

Eine halbe Woche später wurde das Substrat (zertifizierte Öko-Gartenerde) von der Firma Galafa-Erdenwerk zu den Hochbeeten geliefert. Für die Befüllung der Hochbeete mit dem Substrat teilten wir uns in vier Gruppen auf. Dabei stellten wir fest, wie schweißtreibend ein Kubikmeter Erde sein kann. Gerade warten alle sehnsüchtig auf wärmere Temperaturen, um die vorgezogenen Pflanzen und das restliche Saatgut auszubringen.

Ausblick und Zukunft des Tutoriums

Als nächstes stehen das Ausbringen der Pflanzen und erste Probenahmen auf der Agenda. Dazu werden wir zeitnah ein weiteres Treffen organisieren, um wiederum gemeinsam mit den TeilnehmerInnen das weitere Vorgehen zu planen. Wichtig ist demnächst vor allem die Pflege der Jungpflanzen. Nach erfolgreichem Aufwuchs werden diese dann von den StudentInnen im Labor untersucht und ausgewertet. Danach werden die zu Beginn des

Tutoriums vergebenen Themen schriftlich ausgearbeitet und bei einer öffentlichen Veranstaltung präsentiert. Inzwischen werden wir mit einigen TeilnehmerInnen das Tutorium auf der Langen Nacht der Wissenschaften erklären und ein Hochbeet zur Schau stellen. Außerdem haben wir uns dazu entschlossen die Ergebnisse zu veröffentlichen, um sie so einer möglichst großen Zahl an „StadtgärtnerInnen“ zukommen zu lassen.



Abb.1: Studenten bauen das Hochbeet am Standort ehem. Malzfabrik Berlin beim Kooperationspartner ECF.



Abb.2: Hochbeet Bau unter winterlichen Bedingungen an der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät zu Berlin.

Die ‚écriture féminine‘

Uta Caroline Sommer und Kim Holtmann

In dem Q-Tutorium „Hélène Cixous und das weibliche Schreiben“ wurde einerseits, ausgehend von den Arbeiten der französischen Theoretikerin und Schriftstellerin Hélène Cixous, der Ansatz der ‚Écriture Féminine‘ in seinem historischen Kontext analysiert und theoriegeschichtlich eingeordnet und andererseits diskutiert, inwiefern Cixous‘ Analysen in Bezug zu aktuellen feministischen und gesellschaftspolitischen Debatten noch eine Relevanz zukommt. Einen roten Faden stellte dabei die Frage nach einer möglichen theoretischen Verknüpfung zwischen emanzipativer Literatur und politischer Theorie dar. Oder genauer: Inwiefern ist Literarisches politisch? Wo sind die Schnittstellen von Literatur und politischer Theorie? Und: Ist diese Dichotomisierung (Literatur/Theorie) überhaupt fruchtbar, wenn es um die Analyse realer gesellschaftlicher Verhältnisse geht?

46

In den 1970er Jahren trat eine neue Generation französischer Schriftstellerinnen in die literarische Öffentlichkeit. Motor für diese Entwicklung in Frankreich war die Protestbewegung der 1960er Jahre und die daraus entstandene Neue Frauenbewegung, der *Mouvement de la Liberation des Femmes* (MLF). Im Umkreis von Autorinnen wie Hélène Cixous, Luce Irigaray, Julia Kristeva, Monique Wittig, Catherine Clément und Chantal Chawaf entwickelte sich eine feministische Strömung, die unter dem Stichwort der *sexuellen Differenz* ihren Fokus und ihr Erkenntnisinteresse auf Fragen der Sprache, des Schreibens und deren theoretischen Implikationen legte. Die Frage nach einer *weiblichen Ästhetik* und Identität in der Literatur stellt damit den Versuch dar, die unhinterfragte Gleichsetzung von Mensch und Mann (*l'homme*) aufzubrechen, zu verunmöglichen und einer vom Phallogozentrismus strukturierten historisch-gesellschaftlichen Formation eine bisher ignorierte Dimension hinzuzufügen.

Dabei geht es den Autorinnen in ihrer Auseinandersetzung mit Literatur und dem eigenen Schreiben zum einen darum, als Frauen selbst zu sprechen und zu schreiben und somit den Diskurs über Weiblichkeit um neue Perspektiven zu erweitern und ihn zugleich um bis dahin nicht beachtete Facetten zu bereichern. Zum anderen bietet die ästhetische Dimension von Schreiben und Literatur die Möglichkeit, gesellschaftliche Veränderungen auf tiefgreifende, radikale und nachhaltige Art und Weise in Gang zu bringen.

Schreiben, theoretisches Denken und politisches Handeln schließen sich in diesem Verständnis keineswegs aus oder bilden unüberwindbare Gegensätze, sondern gehen vielmehr Hand in Hand. Schon die Arbeit von Frauen an und mit der Sprache, an und mit der Psychoanalyse sowie am herrschenden

phallogozentrischen Diskurs gilt als unmittelbar politisch. Diese Dimension des Politischen im Schreiben geht zugleich mit einem veränderten Verständnis von Politik einher: Theorie, Philosophie und Politik können demnach poetisch sein ebenso wie Poesie politisch und theoretisch-philosophisch sein kann. Genau an dieser Schnittstelle lässt sich auch die *écriture féminine* – das poetische Projekt von Hélène Cixous – verorten: Sie ist Theorie und Nicht-Theorie zugleich.

***écriture féminine* – der Versuch einer Umschreibung**

Wie kann man nun über die Arbeiten von Hélène Cixous schreiben, wenn sie selbst an verschiedenen Stellen immer wieder betont, dass es unmöglich ist, eine weibliche Schreibpraxis zu definieren? Unmöglich deshalb, weil eine Definition per se schon wieder eine Festschreibung wäre, ein Festgelegtwerden auf etwas Konkretes, dem sich diese Art des Schreibens gerade widersetzen möchte. Es kann sich also bei dem Versuch der Beschreibung immer nur um eine Umschreibung, ein Einkreisen dessen handeln, was noch nicht zu Wort, noch nicht zur Sprache gekommen ist.

Cixous' eigene Schreibbewegung ist dementsprechend nie eine festlegende, sondern immer eine suchende. Sie ist auf der Suche nach dem aus der Sprache Ausgeschlossenen, nach dem Ver-rückten, dem Ent-grenzten. Unter der Prämisse, dass Sprache immer schon Differenz ist und nur als neutral und unpolitisch verkannt wird, versucht Cixous die Differenz im Text zu leben. Weit entfernt davon, eine poetische Pluralisierung von Bedeutungen bis zur Unverständlichkeit voranzutreiben, bleibt sie dabei immer bei sich selbst, schreibt von ihrem spezifischen (historischen und sozialen) Standpunkt über feministische Fragestellungen; wenngleich sie sich selbst nicht als feministisch bezeichnen würde.

Cixous' Stil ist dabei geprägt von einem beständigen Aufrufen vorurteilsbehafteter Dichotomien sowie einem gleichzeitigen Dekonstruieren derselben durch die Verschiebung von Bedeutungen und Wertungen. Sie schreibt theoretisch, analytisch und poetisch zugleich und wechselt ihre Stile selbst in einem Text mehrfach. Cixous schwankt immer wieder von einem lyrischen Ich zu einem kollektiven Wir, wobei sie rhetorisch im gleichen Atemzug herausstellt, dass genau dieses Wir nicht greifbar ist. Cixous' Texte lösen Unbehagen aus, fordern heraus und stellen vielleicht gerade dadurch eine fast körperliche Nähe zur Leser_in her. Die impliziten (zumeist theoretischen) Bezüge in Cixous' Werk machen eine aufmerksame Lektüre mit einem Stück

weit ›Liebe zum Detail‹ nötig. Die Verschränkung von feministischer Theorie und Poesie stellt dabei das Wechselspiel von gesellschaftlichen Verhältnissen und sprachlichen Strukturen heraus und macht diese für eine radikale Kritik zugänglich.

Das Problem des *Weiblichen im weiblichen Schreiben*

Es geht bei dem Versuch, eine weibliche Schreibweise in der literarischen Praxis zu etablieren, nicht darum eine irgendwie vorgesellschaftlich zu verstehende – quasi mythische – Weiblichkeit in den Text zu bringen, sondern stattdessen darum, eine Form von Text zu produzieren, die sich dem herkömmlichen und damit phallogozentrisch geprägten Literaturkanon widersetzt. Der Begriff *écriture féminine* ist in dieser Hinsicht insofern irreführend, als er über den Begriff der Weiblichkeit ein doch eigentlich im Zuge von queeren Theorien als überholt, weil festschreibend, geltendes Konzept heraufbeschwört, dass es zu kritisieren gilt. Dieser Perspektive entsprechend wird die *écriture féminine* dann auch oftmals von Kritiker_innen als nicht mehr zeitgemäßes politisches Programm eingeschätzt, dass mit neueren Ansätzen nicht mithalten könne. Dabei impliziert die Rede vom Veraltet-Sein aber immer auch eine Fortschrittserzählung, nach dem Motto: *der* Differenzfeminismus hat *den* Gleichheitsfeminismus und *der* Queerfeminismus *den* Differenzfeminismus abgelöst. Problematisch an dieser teleologischen Denkweise ist, dass sie mit einer gleichzeitigen Abwertung des »Nicht-Gegenwärtigen«, »Nicht-Aktuellen«, einhergeht und daher für feministische Theorien insofern unbrauchbar ist, weil sie einen positiven Bezug auf feministische Vorgängerinnen – und damit auch die Etablierung einer weiblichen Genealogie – verunmöglicht und so einmal mehr dem *Mythos der Aufklärung* aufsitzt.

Der Begriff hat natürlich durchaus eine historische Dimension. Doch gleichzeitig schrieb Hélène Cixous schon 1975, dass es bei dem Versuch, eine andere Schreibweise zu entwerfen, langfristig darum ginge, eben gerade nicht an dem Begriff Weiblichkeit festzuhalten, sondern stattdessen eine Sprache zu finden, in der Dichotomien nicht bestehen können, in der also die Unterscheidung von Männlichkeit und Weiblichkeit gänzlich hinfällig wird. Die Abschaffung solcher Binaritäten und der damit verbundenen hierarchischen Wertungen ist natürlich kein Vorhaben, das sich außerhalb der bestehenden sprachlichen (und damit auch gesellschaftlichen) Muster und Strukturen verwirklichen ließe. Vielmehr braucht es eine Arbeit an der Sprache, um diese schlussendlich gegen sich selbst anzuwenden und

so die unbewussten Strukturen offenzulegen. Dass dies immer nur aus einer bestimmten historisch-politischen Position heraus möglich ist, ist einleuchtend.

Doch was kann es konkret heißen, Sprache und Geschlecht miteinander zu verbinden? An welchem Punkt wird Geschlecht auf sprachlicher Ebene zu einer relevanten Größe und welches Problem ergibt sich daraus?

»**Schreibe dich: dein Körper muss sich Gehör verschaffen.**«

Der Weg einer Annäherung an diese Frage verläuft über das Verhältnis von Körper und Sprache.

Die psychoanalytische Theorie geht – etwas verkürzt dargestellt – davon aus, dass Körperlichkeit etwas ist, das durch Sprache nicht erfasst werden kann. Der Körper ist infolgedessen etwas, das beim Eintritt in die Sprache verworfen werden muss bzw. gleichzeitig von imaginären Vorstellungen ersetzt wird. Wenn der Körper also aus sozialen (weil sprachlichen) Interaktionen herausgenommen erscheint, so hat er doch eine Wirkung, die man vielleicht als *verstörend* bezeichnen kann. Die Folge eines solchen »insistierenden« Körpers ist die Grundlage des Begehrens und damit gleichzeitig Basis für Gesellschaftlichkeit überhaupt.

Wichtig bei der Frage nach der Bedeutung von Geschlecht ist nun, dass zwar eine unmittelbare Körperlichkeit in der Sprache keine Entsprechung hat, die geschlechtlichen Positionen jedoch über ihr jeweiliges Verhältnis zum Körper gesetzt werden. Konkret bedeutet das, dass die weibliche Position durch eine engere Verbindung zum Körper in der phallogozentrischen Ordnung das Nachsehen gegenüber der männlichen Position hat, wenn es um die Frage einer sprachlichen Vermittlung und symbolischen Institutionalisierung geht. Bei dem Versuch, die weibliche Position zu schreiben, geht es also nicht darum, einen irgendwie biologistisch zu deutenden weiblichen Körper in den Text zu bekommen, sondern darum, Körperlichkeit in der Sprache überhaupt zu ermöglichen. Man könnte also sagen: Der Zweck eines weiblichen Schreibens wäre, die Grundlage von Sprache offenzulegen und sie so veränderbar zu machen. Die implizite geschlechtliche Kodierung und die damit verbundenen gesellschaftlichen Konsequenzen könnten dann diskutiert und auch verschoben werden.

Provokation und Aufmerksamkeit

Zur Logik der Regelbrechung

Johannes Kersten

Im gegenwärtigen Kultur- und Medienbetrieb geht es zunehmend darum, sich von der Masse abzuheben, um an der Aufmerksamkeit des Publikums teilzuhaben. Die Ressource Aufmerksamkeit aber ist begrenzt, genauso wie die Möglichkeiten sich vom Gros abzuheben. Dies ist zumeist nur durch absolute Neuerungen oder Regelbrüche, also Provokation, zu verwirklichen. Provokation stellt damit ein zentrales Phänomen der Kultur- und Medienlandschaft dar. Umso erstaunlicher erscheint, dass sich die Wissenschaft bisher kaum diesem Thema gewidmet hat.

Eine Untersuchung des Phänomens der Aufmerksamkeitserzeugung durch Provokation hat, wie auch der Kultur- und Medienbetrieb an sich, einen stark interdisziplinären Charakter, sie beinhaltet eine starke Verschränkung unterschiedlichster Wissensbereiche: Literaturwissenschaftliche, wie die der Literatursoziologie und Zensurgeschichte, somit also auch juristische, des Weiteren journalistische, kultur- und medienwissenschaftliche, wie auch ganz besonders Bereiche des Marketings und der Soziologie sowie der Psychologie. Daher bedarf ihre theoretische Grundlegung eines interdisziplinären Raumes, für den sich der Rahmen eines Tutoriums explizit anbot.

Beispielhaft sollen hier einige grundlegende Erkenntnisse aus dem Tutorium zum Begriff ‚Provokation‘ skizziert werden. Darüber hinaus wurde zu zahlreichen anderen Begriffen gearbeitet, wie dem der ‚Aufmerksamkeit‘, zu Termini wie ‚Norm‘, ‚Regel‘, ‚Konvention‘ oder ‚Ruhm‘, ‚Prestige‘, ‚Prominenz‘, ‚Reputation‘.

Gängige Lexika und Wörterbücher liefern unter dem Schlagwort ‚provizieren‘ Bedeutungserklärungen wie „jmdn. zu einer unbedachten Handlung veranlassen, jmdn. herausfordern“ (Wahrig 2002: 1006). Ausgehend von dieser Bedeutung lässt sich zunächst ein einfaches zweipoliges Kommunikationsschema entwickeln, mit einem Sender (Provokateur) und einem Empfänger (Provozierter). Durch diese Einteilung lassen sich weitere vornehmen, die auf den Faktoren ‚Intention‘ und ‚Wahrnehmung‘ basieren. Der Provokateur kann bewusst, aber auch unbewusst provoizieren. Auf der anderen Seite kann der Provozierte eine Provokation wahrnehmen oder nicht, völlig unabhängig von der Intention des Provokateurs.

		Sender (Provokateur)	
		Bewusste Provokation	Unbewusste Provokation
Empfänger (Provozierter)	Wahrgenommene Provokation	Erfolgreiche Provokation	Unfreiwillige Provokation
	Unbewusste Provokation	Gescheiterte Provokation	Keine Provokation

Abb.1

Die wichtigste Unterscheidung findet zwischen bewusster und unbewusster Provokation statt. In vielen Fällen lässt sich im Nachhinein nicht mehr feststellen, ob eine Provokation geplant war oder nicht, es lässt sich oft nur mutmaßen. Die hier im Fokus stehende Variante ist die einer bewussten, also intentionalen Provokation. Wichtig für den Erfolg einer solchen ist die Kenntnis des Provokateurs über das Wertesystem bzw. den Regelkanon des zu Provozierenden. Um den zu Provozierenden zu einer unbedachten Handlung zu bewegen, muss gegen diese Werte bzw. Regeln verstoßen werden. Es muss also ein Reiz gesetzt werden. Zusätzlich ist wichtig, wie hoch die Toleranzschwelle des zu Provozierenden ist. Sollte der Reiz nicht ausreichend groß sein, besteht das Risiko, dass der zu Provozierende die Handlung nicht als Provokation wahrnimmt und nicht zu einer unbedachten Handlung verleitet wird. Der Versuch, die Provokation durch eine Steigerung des Reizes doch noch zu einem erfolgreichen Abschluss zu bringen, kann nun bereits scheitern, da der Provozierte darauf vorbereitet ist, somit Gewöhnungseffekte eingetreten sein können. Die Konzentration der Provokation (Intensität der Provokation pro Zeit) ist also mit ausschlaggebend. Diese Gewöhnungseffekte treten ebenfalls bei dem Versuch auf, eine erfolgreiche Provokation zu wiederholen, ohne ihr eine ausreichende Steigerung zukommen zu lassen. Eine weitere Fehlerquelle besteht in der möglichen Unkenntnis des Provokateurs bezüglich des Interpretationsmusters des zu Provozierenden. Auch auf diesem Weg kann es zu einem Nichtwahrnehmen der Provokation kommen.

Es gibt einen zusätzlichen wichtigen Akteur im Spiel der Aufmerksamkeit durch Provokation: Der Dritte, also das Publikum. Provokation ist oft Mittel, um sich seiner Fremd- und Selbstbilder zu vergewissern (vgl. Paris 1998: 57). Und entscheidend ist nicht ausschließlich, dass jemand dabei zusieht, sondern vor allem auch *wer* zusieht. Hier gibt es Berührungspunkte zu Definitionen aus den Bereichen ‚Ruhm‘, ‚Prestige‘, ‚Prominenz‘, ‚Reputation‘, usw., die im Wesentlichen Definitionen folgen bzw. weiterentwickeln, die Georg Franck in seiner *Ökonomie der Aufmerksamkeit* andeutet (vgl. Franck 1998). Die Qualität der Aufmerksamkeit ist wichtig, um weitere zu generieren. Der Quantität

kommt Bedeutung zu, wenn es darum geht, Aufmerksamkeit in monetäre Größen umzuwandeln. Auf den Kultur- und Medienbetrieb bezogen ließen sich hier beispielhaft Auflagegrößen oder Zuschauerzahlen anführen.

Provokation kann als Quasi-Entlarvungsstrategie Anwendung finden. Der Provokateur kann sie nutzen, um jemanden dem Zuschauenden so zu präsentieren, wie er – der Provokateur – ihn sieht. Der Provokateur kann dem Publikum so beispielsweise vorführen, dass der Provozierte mit dem negativen Fremdbild übereinstimmt, das er von ihm hat: Der Provozierte reagiert möglicherweise heftig auf die Provokation und steht vor dem Publikum nun als ungerechtfertigter Aggressor da. Der Provokateur kann nun sogar in die Rolle des unschuldigen Opfers schlüpfen und selbst eine für sich positiv belegte Aufmerksamkeit generieren. In dieser Situation wäre Provokation beides: ein Mittel um das Selbstbild – das des unschuldigen Opfers – und das Fremdbild – das des ungerechtfertigten Aggressors – zu bestätigen oder zu konstruieren.

Provokation als Mittel der Aufmerksamkeitserzeugung birgt jedoch einige Risiken. Immer wieder geraten Provokationen außer Kontrolle und führen zu unkalkulierten Ergebnissen. Es kommt beispielsweise zu juristischen Klagen mit unangenehmem Ausgang für den Provozierenden, exemplarisch kann hier der Fall um Maxim Billers Roman *Esra* stehen. Oder Reaktionen geraten heftiger als geplant bzw. die Provokation richtet sich gegen den Provozierenden selbst. Ein mögliches Risiko einer Provokation ist es so zum Beispiel, dass der Provozierende nicht als Opfer gesehen wird, sondern vielmehr unbeabsichtigt selbst in der Rolle des Aggressors erscheint und sich etwa einem medialen Phänomen wie dem sogenannten ‚Shitstorm‘ ausgesetzt sieht. Provokationen entwickeln oft für den Provokateur unkontrollierbare Dynamiken, die im Vorfeld nicht bedacht wurden.

Unter theoretischen Aspekten lässt sich jedoch feststellen, dass selbst eine Provokation, die den Provokateur negativ wirken lässt, natürlich einen Effekt hat. Unter dem Aspekt der Aufmerksamkeitserzeugung gibt es hier durchaus etwas auf der Habenseite zu verbuchen. Hier kommt jedoch die Qualität der Aufmerksamkeit, die durch Provokation erzeugt wird, ins Spiel: Aufmerksamkeit ist nicht gleich Aufmerksamkeit. Zunächst spielt – wie bereits erwähnt – eine Rolle, wer die Aufmerksamkeit zollt und natürlich auch, welche Qualität sie hat: Ist sie wohlwollend oder eher feindseliger Natur? Es scheint wünschenswerter, positive Aufmerksamkeit zu generieren, jedoch spielt dies gerade im Kultur- und Medienbetrieb nicht grundsätzlich eine Rolle. Erzeugt

ein Buch beispielsweise negative Presse oder wird möglicherweise sogar aus wie auch immer gearteten Gründen zensiert, so ist dies in vielen Fällen durchaus verkaufsanregend und auf jeden Fall verkaufsfördernder als würde gar nicht über das Buch gesprochen.

Eine Reihe von Medienprominenten und Kulturschaffenden nutzt konstant Provokationen, um sich eine gewisse Prominenz zu erhalten. Dies gilt auf der einen Seite beispielsweise für sogenannte It-Girls, die mit provokativer Dekadenz brillieren, auf der anderen Seite aber auch für Feuilletonist_innen, die mit scharfer Zunge regelmäßig Anstoß erregen. Diese Prominenz ist nicht unbedingt immer eine positiv belegte, aber sie ist eine.

Provokationen stellen einen wichtigen Regulierungsmechanismus innerhalb des gesellschaftlichen Regel- und Wertekanons dar. Was sich auf der Mikroebene beobachten lässt, lässt sich auch auf die Makroebene übertragen. Kommt es bei einzelnen Personen zu Gewöhnungserscheinungen so lassen sich diese oft auch für größere soziale Gebilde attestieren. Regeln, Konventionen und Werte verschieben sich. Dies kann durchaus positiv sein, wenn es darum geht veraltete Regeln oder Normen zu sprengen, was jedoch nicht sein muss, beispielhaft können hier Verrohungseffekte stehen.

Provokationen führen des Weiteren oft zu produktiven Folgeeffekten. Exemplarisch kann hier Tilo Sarrazin mit seinem Buch *Deutschland schafft sich ab* genannt werden. Wie auch immer die eigene Meinung zu diesem Werk ausfällt, lässt sich nicht abstreiten, dass es in Folge der Veröffentlichung zu Polarisierungen kam und auf diesem Wege zu fruchtbaren Diskussionen, die ein Bewusstsein für zuvor vernachlässigte Themen schafften.

Dass Provokationen eine relevante Rolle im Kultur- und Medienbetrieb spielen, scheint offensichtlich. Es gilt also weiterhin Mechanismen und Funktionen zu beobachten, zu abstrahieren und zu systematisieren.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Franck, Georg (1998): *Ökonomie der Aufmerksamkeit. Ein Entwurf.* München: Hanser.

Paris, Rainer (1998): *Stachel und Speer. Machtstudien.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Wahrig, Gerhard (2002): *Deutsches Wörterbuch.* Gütersloh: Wissen Media Verlag.

„Sich-gemeinsam-bewegen-lernen“

Silke Koritter und Tim Krüger

Wir sind Studierende des Instituts für Rehabilitationswissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin und haben im Wintersemester 2012/2013 das Tutorium „sich-gemeinsam-bewegen-lernen“ angeboten. Wir hatten im Rahmen dieser Veranstaltung die Möglichkeit sehr praktisch am Thema „Bewegung mit schwerbehinderten Menschen“ zu arbeiten. Die Veranstaltung wurde von den Studierenden mit Interesse wahrgenommen. Als Orientierungspunkte für die Ausgestaltung der Veranstaltung dienten die folgenden Fragen: Welche Rolle spielt Bewegung für den Menschen im Kontext seiner individuellen Entwicklung? Wie ist Bewegung möglich, durch was wird sie ermöglicht und durch was gehemmt? Diese Frage bezieht sich sowohl auf anatomische und physiologische Voraussetzungen des Menschen, als auch auf individuelle und kontextuelle Gegebenheiten des Einzelnen. Eine weitere Frage war, welche Rolle die Bewegungsfähigkeit bzw. die Bewegung eines Menschen in sozialen Bezügen spielt. Damit ist auch die Frage nach der pädagogischen Situation und der Gestaltung des pädagogischen Bezugs durch Bewegungen der Interaktionspartner gestellt.

54

In unserer Veranstaltung wollten wir gemeinsam mit den TeilnehmerInnen der Frage nachgehen, welche Möglichkeiten es gibt schwerbehinderte, in ihrer Bewegung eingeschränkte Menschen in die Lage zu versetzen eigenständig Lernmöglichkeiten wahrzunehmen. Zielgruppe unseres Seminars waren Studierende der Pädagogik, der Medizin, der Rehabilitationswissenschaften und alle die in irgendeiner Weise mit schwerbehinderten Menschen zu tun haben könnten und am Thema interessiert sind.

Problemstellung

Der Personenkreis der „Schwerbehinderten“ – wie wir ihn verstehen – ist äußerst heterogen. Es handelt sich dabei sowohl um Personen, die sich von Geburt an durch besondere Entwicklungsbedarfe auszeichnen, als auch um Personen, die im Zuge einer Erkrankung verschiedene Bewegungseinschränkungen erworben haben. Gemeinsam ist ihnen in jedem Fall eine große Abhängigkeit von anderen Personen in verschiedensten Bereichen des gesamten Lebensalltags (vgl. Bergeest 2006: 123). Speziell bei Fragen der Bewegung sind diese Menschen auf umfassende Hilfestellungen durch betreuende Personen angewiesen. Sie benötigen beispielsweise Hilfe um sich im Bett zu drehen, auf die Toilette oder aber in den Rollstuhl zu gelangen.

Leider verfügen die betreuenden Personen in vielen Fällen nicht über ausreichende Kenntnisse des Handlings, das heißt des „Handhabens“ in einem ganz praktischen Sinne. Dabei geht es zum Beispiel darum, wie man den

schwerbehinderten Menschen anfasst. Aus Sicht des Betroffenen ist ein eher passives Erleben der Hilfen bei alltäglichen Verrichtungen vorherrschend. Die bewegungseingeschränkte Person wird im Bett gedreht, auf die Toilette gesetzt oder in den Rollstuhl umgesetzt (transferiert). In dieser (pflegerisch-medizinischen) Sichtweise ist der betroffene Mensch ein „Hilfsempfänger“, aber auch ein „Patient“ im wörtlichen Sinne: Er erduldet die Handlungen, die an ihm vollzogen werden. Unsere (pädagogische) Perspektive ist dagegen eine andere.

Wie können wir den bewegungseingeschränkten Menschen in diese Handlungen miteinbeziehen? Wie kann ein (bewegungs-)partnerschaftlicher Umgang auf gleicher Augenhöhe geschehen um dem betroffenen Menschen die Möglichkeit zu geben, die Bewegung seines Körpers mitzugestalten und dabei persönliche Lerneffekte zu erzielen?

Das Ziel eines „Handlings“ in unserem Sinne besteht zum einen darin, das Lernen zu unterstützen und möglich zu machen. Dem bewegungseingeschränkten Menschen soll ermöglicht werden eigenständige Bewegungen auszuführen, seine Bewegungskompetenzen kennenzulernen und zu verbessern. Zum anderen wird aber auch ganz direkt – nämlich über den Kontakt von Mensch zu Mensch – Orientierung und Sicherheit im Bewegungsvollzug vermittelt. Indem man den betroffenen Menschen bei einer Bewegung unterstützt, ermöglicht man ihm eigenständige Tätigkeiten, die sich auch entwicklungsfördernd für ihn auswirken können. Durch „Handling“ erfährt der Betroffene eine „Aufforderung zur Selbsttätigkeit“ (Benner 2005: 80) und kann unterstützt durch die betreuende Person Erfahrungen sammeln, die ihm ein Kompetenz- und Autonomieerleben verschaffen (vgl. Schäfer 2009). Die „Selbsttätigkeit“ wird von uns als die handelnde Auseinandersetzung des Subjekts mit der Umwelt aus einem inneren Selbstzweck heraus verstanden, die wiederum die Grundlage für menschliche Lern- und Entwicklungsprozesse darstellt (Benner 2005: 81).

Abgeleitete Vorgehensweise

Für die inhaltliche Annäherung an und die theoretische Auseinandersetzung mit der beschriebenen Problematik im Rahmen unseres Seminars wählten wir die unseres Erachtens nach zentralen Begriffe Körper, Bewegung und Entwicklung als Grundlage.

Der Körper bildet die Grenze des Individuums zu seiner (sozialen und materialen) Außenwelt. In allen sozialen Bezügen ist zuerst der Körper

das Gegenüber. Die individuellen körperlichen Eigenschaften bilden somit den Ausgangspunkt für die soziale Interaktion zwischen Menschen. Der Mensch wird in unserer Zeit nicht mehr durch eine (künstliche) Trennung von Geist und Körper (Descartes) beschrieben, sondern vielmehr als eine „bio-psycho-soziale Einheit“ (Berger 2010: 7) angesehen. Wir sehen den Körper als Ganzheit an, in der sinnliche (körperliche) Erfahrungen mit der innerpsychischen Realität untrennbar verbunden sind und indirekt oder direkt auf diese zurückwirken (Lewin bei Breitenbach 2003: 46). Aus dieser Sichtweise ist der Mensch also eine Einheit von Körper und Geist bzw. eine „Ganzheit“ (Berger 2010: 11). Menschen sind Individuen, deren Eigenarten aus einem komplexen Wechselverhältnis körperlicher, psychischer und sozialer Gegebenheiten hervorgehen.

Es gibt aber auch so etwas wie die „Eigenlogik des Körpers“ (Abraham 2010: 49), der man sich nicht entziehen kann. So hat jeder Mensch und damit sein Körper „natürliche Grenzen der Belastbarkeit“ (ebd.) die ihm immer wieder die eigene Körperlichkeit (und damit Begrenztheit) bewusst machen. Die Entwicklung eines eigenen Körperbewusstseins kann als zentrale Entwicklungsaufgabe des Menschen zu einer eigenständigen Persönlichkeit verstanden werden (vgl. Frostig 1999: 44).

Entwicklung wird von uns als „dynamischer lebenslanger Prozess“ (Fischer 2003: 125) verstanden. Entwicklung ist Ergebnis der Auseinandersetzung des Individuums mit Entwicklungsaufgaben. Diese Aufgaben werden ihm sowohl von außen (z.B. Gesellschaft, Schule, soziales Umfeld) aber auch von innen (z.B. Lebensalter, innere Reifungsprozesse) herangetragen. Vorangegangene Entwicklungsschritte ermöglichen dabei nächstfolgende Entwicklungsschritte.

„Entwicklung ist ein Prozess, in dem ein Organismus (biologisches System) wachsende Komplexität und einen höheren Grad von Struktur seiner Austauschprozesse erlangt. Sie erhöht den Grad der Flexibilität und sie verbessert die Bedingungen des Individuums in seinem Wechselspiel mit der sozialen Umwelt.“ (Berger 2010: 11)

Der Begriff Bewegung ist ein weitläufiger und vielschichtiger Begriff. In der Bewegung sehen wir den Inbegriff für Leben. Solange wir leben sind wir in Bewegung (z.B. Atmung, Herzschlag, Gemütsbewegungen). Handeln ist ohne Bewegung nicht denkbar. Handelnd eignet sich der Mensch Weltwissen an (vgl. Schäfer 2011: 179). Auch in der medizinischen Therapie von Menschen mit körperlichen Behinderungen findet dieser Grundsatz Berücksichtigung. So zum Beispiel als ein Prinzip in der Bobath-Therapie, einem anerkannten Behandlungskonzept bei Menschen mit neurophysiologisch bedingten

Bewegungseinschränkungen:

„Das Prinzip der Selbstorganisation in der Bewegungskomposition impliziert das Bild des eigenaktiv handelnden Menschen, der in der Therapie herausgefordert ist, ausgelöste, geführte, unterstützte oder selbständige Bewegungen mitzugestalten.“ (Ritter 2008: 156)

Auch Fischer (2003) sieht die Bewegung als Medium für Entwicklung. Bewegung ist nicht weniger als die „Grundkategorie der Erkenntnisgewinnung“ (Krus 2004: 24). Die Bewegungsfähigkeit eines Menschen ist damit für pädagogische Zielstellungen von zentraler Bedeutung.

Da wir es bei jedem Menschen mit einem besonderen und einzigartigen Wesen zu tun haben, konnte es uns bei der Veranstaltung nicht darum gehen ein „motorisches Patentrezept“ im Umgang mit bewegungsbeeinträchtigten Menschen zu vermitteln. Vielmehr ging es darum, grundsätzliche Möglichkeiten menschlicher Bewegung kennenzulernen, die auf den Einzelfall angepasst werden können.

Praktische Grundlagen des Seminars lieferten verschiedene Pflege- und Therapiekonzepte aus Krankenpflege und Physiotherapie, aber auch medizinische und physiologische Erkenntnisse.

Erkenntnisse zum „motorischen Lernen“ zeigen, dass jedes Bewegungsangebot auch ein Lernangebot sein kann, wenn es bestimmten Kriterien entspricht. Im Falle des Bewegungslernens mit bewegungsbeeinträchtigten, schwerstbehinderten Menschen kann das heißen, dass die Bewegung nachvollziehbar, also langsam und deutlich, geschieht, um vom Betroffenen bewusst wahrgenommen werden zu können: „Somit muss der Stimulus der Therapeutin, sei er verbal, visuell oder durch Handling, signifikant und spezifisch sein.“ (Lynch-Ellerington 2003: 8)

Die Konzepte der „Kinästhetik“ und der „Basalen Stimulation“ gehen davon aus, dass der Mensch seine Umwelt durch Bewegung erfährt. Sie sehen in der Bewegung eines Menschen enge Wechselwirkungen zwischen psychischen und sozialen Dimensionen seines Daseins. Im Grunde heißt das, dass eine Bewegung dem ICH Wahrnehmungen über *sich* selbst, aber auch über sich selbst *in* der Welt ermöglicht.

Zusammenfassend ergab sich unsere theoretische Basis zuerst aus der Auseinandersetzung mit den drei Grundbegriffen Körper, Bewegung und Entwicklung. Im weiteren Verlauf wurde immer wieder „praktisches“ Wissen zu physiologischen Gegebenheiten des Körpers aus Therapie und Medizin eingebunden.

Voraussetzung für den Umgang mit einem Gegenüber ist auch auf körperlicher

Ebene das Wissen um sich selbst. In unserem Fall, das Wissen um den eigenen Körper. Die Basis hierfür bietet ein möglichst gutes Körpergefühl, das durch möglichst umfang- und variationsreiche Erfahrungen und Wahrnehmungen erlangt werden kann. Basierend auf eigenen Körpererfahrungen sollte „Wissen“ erlangt werden, das für die Entwicklung individualisierter Bewegungsprogramme mit beeinträchtigten Menschen verwendet werden kann.

Durchführung der Veranstaltung

Für die Durchführung des Tutoriums war es aus diesem Grund sinnvoll, nach vier einleitenden Einzelterminen den Rest in Blockveranstaltungen anzubieten, um so den TeilnehmerInnen ausreichend Raum und Zeit für eigene Erfahrungen und Ideen zur Verfügung zu stellen. Innerhalb der praktischen Übungsanteile wurde in Kleingruppen von zwei bis drei Personen gearbeitet. In den ersten Sitzungen wurden dabei hauptsächlich grundlegende Handling-Erfahrungen bei der Bewegung, dem Transfer und der Positionierung von Menschen gesammelt. Der Rückbezug auf das Wissen um physiologische und anatomische Grundlagen der menschlichen Bewegung unterstützte den praktischen Aneignungsprozess. Unsere Vorstellung war, dass die TeilnehmerInnen mit zunehmender Übung ihre praktisch gewonnenen Erfahrungen auf Fallbeispiele abstrahieren lernen. Hier sollten von den TeilnehmerInnen selbständig individuelle Bewegungs- und Positionierungsmöglichkeiten erarbeitet werden. Bei der Durchführung der Veranstaltung war es unerlässlich, sich an dem vorhandenen Vorwissen und den Vorerfahrungen der TeilnehmerInnen zu orientieren. Im Verlauf mussten wir unseren Ablaufplan immer wieder an den fortschreitenden Lernprozess der TeilnehmerInnen und an deren Fragen anpassen. So hatten wir die Möglichkeit, gemeinsam mit den TeilnehmerInnen an konkreten Problemen beim Handling zu lernen und neue Perspektiven auf Alltagsprobleme im Bereich Mobilität und Positionierung zu gewinnen.

Die Ergebnissicherung der im Seminar erarbeiteten Inhalte (Videos der praktischen Teile, Flipcharts, Mindmaps) und weiterführende Literatur wurden in einem Moodle-Kurs hochgeladen und sind zur individuellen Lernkontrolle einsetzbar.

Fazit

Es war uns wichtig zu zeigen, dass im körperlichen Umgang mit Menschen mit schweren Behinderungen das Handling, also die Art wie man jemanden

anfasst, von zentraler Bedeutung ist. Hierüber werden wichtige Informationen ausgetauscht und Bewegungen können initiiert oder verhindert werden. Durch zielgerichtete Berührung (Fazilitation) kann Lernen auf körperlicher Ebene – also motorisches Lernen – ermöglicht und unterstützt werden. Durch motorisches Lernen entsteht ein „Körpergedächtnis“; automatisierte verinnerlichte Bewegungsabläufe und -übergänge werden gespeichert, egal ob es sich dabei um „pathologische“ unökonomische oder um normale Bewegungen, also zeitlich und räumlich koordinierte Bewegungen, handelt. Durch Wiederholung werden sie eingeübt und auf neuronaler Ebene gebahnt. Das Verständnis über diese Zusammenhänge sollte im Tutorium durch theoretische Betrachtungen und praktische Übungen vertieft und zudem ein sensibler zwischenmenschlicher Umgang befördert werden.

Literaturverzeichnis

- Abraham, Anke (2011): Der Körper als heilsam begrenzender Ratgeber? Körperverhältnisse in Zeiten der Entgrenzung. In: Reiner Keller/ Michael Meuser (Hg.): Körperwissen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 31-52.
- Benner, Dietrich (2005): Allgemeine Pädagogik: eine systematisch-problemgeschichtliche Einführung in die Grundstruktur pädagogischen Denkens und Handelns. Weinheim/München: Juventa.
- Bergeest, Harry. (2006): Körperbehindertenpädagogik: Studium und Praxis. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Berger, Ernst (2010): Neuropsychologische Grundlagen kindlicher Entwicklung. Wien/Köln/Weimar: Böhlau UTB.
- Breitenbach, Erwin (2003): Förderdiagnostik. Theoretische Grundlagen und Konsequenzen für die Praxis. Würzburg: Edition Bentheim.
- Fischer, Klaus (2003): Psychomotorik im Lichte unterschiedlicher Entwicklungstheorien. In: Otmar Weiß (Hg.): Motopädagogik. Wien: Facultas. S. 123-129.
- Frostig, Marianne (1999): Bewegungserziehung. Neue Wege der Heilpädagogik. München: Reinhardt.
- Krus, Astrid (2004): Mut zur Entwicklung. Das Konzept der psychomotorischen Entwicklungstherapie. Reihe Motorik Bd. 26. Schorndorf: Hoffmann Verlag.
- Lynch-Ellerington, Mary E. (2003): Man soll das Kind nicht mit dem Bad ausschütten. Neurophysiologische Grundlagen, die das heutige Bobath Konzept untermauern. In: Fisiso. 12. S. 5-20.
- Ritter, Gisela/Welling, Alfons (2008): Die 10 Prinzipien des Bobath-Konzepts in der Kindertherapie. Stuttgart: Thieme.
- Schäfer, Gerd E. (2011): Was ist frühkindliche Bildung? Kindlicher Anfängergeist in einer Kultur des Lernens. Weinheim/München: Juventa.

Du und ich und in/zwischen uns der Kapitalismus

Perspektiven jenseits der Herrschaftsförmigkeit zwischenmenschlicher Beziehungen?

Chris Kurbjuhn

Romantische Liebe ist nichts Natürliches, sondern wurde erst mit dem Aufstieg des Bürgertums gegen Ende des 18. Jahrhunderts zur historischen Option. Zugleich ist die romantische Liebe mit den kapitalistischen Produktions- und sexistischen Geschlechterverhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft verwoben. Nach der Skizzierung des Zusammenhangs von Liebe und Herrschaft wird abschließend die Frage angerissen, ob aus emanzipatorischer Perspektive an Elementen der Liebe festgehalten werden sollte.

Mit der Kraft einer Naturgewalt reißt sie die Grenzen des Möglichen ein, ist authentisch, gibt dem Leben einen Sinn und macht uns nicht nur zu glücklicheren, sondern vielleicht gar zu besseren Menschen... Kaum etwas wird stärker verklärt als die romantische Liebe. Dabei ist unsere Vorstellung von Liebe alles andere als natürlich, sondern etablierte sich erst mit dem Aufstieg des Bürgertums gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Das bürgerliche Verständnis von Liebe, als individuelle Geschlechtsliebe, weicht deutlich von anderen Liebeskonzeptionen etwa der Antike oder der Feudalgesellschaft ab. Die romantische Liebe bezeichnet nicht etwa eine Ethik oder eine (bisweilen qualvolle) Sehnsucht, sondern gilt als freie Übereinkunft autonomer Individuen, die auf Gegenseitigkeit, Intimität, Intensität und Dauerhaftigkeit beruht (vgl. Burkart 1998: 21ff.). Ihre Besonderheit liegt in ihrem doppelten Glücksversprechen, das sich erstens auf die Individualität und zweitens auf die Transzendenz bezieht. Die romantische Liebe richtet sich erstens nämlich nicht auf bestimmte gesellschaftliche Qualitäten, die an der anderen Person geliebt werden, sei es die sozioökonomische Stellung oder bestimmte Eigenschaften wie Sittlichkeit, vielmehr nimmt sie in Anspruch, das Gegenüber als ganze Person in ihrer Einzigartigkeit in den Blick zu nehmen. Die Anerkennung der eigenen Individualität wird so zum ultimativen privaten Glücksversprechen des bürgerlichen Individuums, das nur die Liebe einzulösen im Stande ist (Andersherum haben vormoderne Gärungen in der Liebe überhaupt erst die Idee des bürgerlichen Individuums vorbereitet (vgl. Luhmann 1994: 123ff.)). Über diesen intensiven Bezug der Partner_innen aufeinander wird nicht nur die exklusive Kopplung von Liebe, Sexualität und Ehe legitimiert (Du kannst nur eine_n lieben), sondern auch die (scheinbare) Abkopplung des Paares von der Welt. Das zweite Glücksversprechen der Liebe liegt in ihrem transzendentalen Charakter (vgl. Burkart 1998: 24). Sie vermag es

Grenzen zu überschreiten: Grenzen des Profanen, Geregelten, theoretisch gar der gesellschaftlichen Position. Damit öffnet sie einen außeralltäglichen Erfahrungsraum, der einen subjektiven Sinn, vielleicht gar ein utopisches Element, enthält: die Erfahrung, dass es auch anders sein könnte.

Liebe ist also kein überhistorisches Phänomen, sondern Produkt historischer Kontingenzen. Die historischen Bedingungen, unter denen sich die romantische Liebe zunächst in der Bourgeoisie, deutlich später dann auch in der Arbeiterklasse durchsetzte, sind vor allem durch die bürgerliche Geschlechterordnung und die kapitalistischen Produktionsverhältnisse geprägt. Das bürgerliche Geschlechterverhältnis eröffnet Frauen zwar neue Handlungsräume, da ihre Bedürfnisse nun erstmals eine Rolle für die Partnerwahl spielen und sie nicht mehr ausschließlich Tauschobjekte sind, die vom Vater auf den Ehemann übergehen (vgl. Lévi-Strauss 1981), sondern als Gefühlssubjekte anerkannt werden. Allerdings beruht diese Anerkennung auf der Konstruktion bipolarer, hierarchisierter Geschlechtscharaktere, die durch vermeintlich natürliche Unterschiede legitimiert werden (vgl. Dröge-Modelmog 1987): Dem männlichen Prinzip, verkörpert durch die öffentliche Sphäre, produktive Arbeit, Aufklärung, Vernunft, Kultur und Selbstbeherrschung, wird das weibliche entgegengestellt. Ihm wird die private Sphäre zugeordnet, in der Frauen als sinnliche, gefühlsbetonte und naturnahe Wesen Haus- und Fürsorgearbeit leisten. Die Liebe wird in diesem Zusammenhang feminisiert. In der Tradition der Aufklärung werden Körper und Gefühle zu Studienobjekten des (männlichen) Verstandes und somit beherrschbar. Analog dazu wird auch die Liebe in ihrer partikularen Bedeutung als Gefühlsstereotyp, das der rationalen Logik des öffentlichen Lebens diametral entgegengesetzt und untergeordnet wird, durch den Verstand berechen- und beherrschbar (vgl. Dröge-Modelmog 1987). Außerdem richtet sich die Aufforderung, zu lieben, in erster Linie an Frauen, die – im Namen der Liebe – für die selbstlose Versorgung und Befriedigung des Ehemannes zuständig sind (vgl. Bock/Duden 1977).

Die romantische Liebe ist jedoch nicht nur in die Geschlechter-, sondern ebenso in die Produktionsverhältnisse verwoben. Die angebliche Idylle der Liebe soll Geborgenheit und Schutz vor der „verwalteten Welt“ (Adorno/Horkheimer 2000: 5) des Kapitalismus bieten. Hier gilt das Leitbild des homo oeconomicus; die rationale Verfolgung des Eigeninteresses gegen die Konkurrenz ist oberstes Gebot. Diese Rationalität orientiert sich nicht an den Bedürfnissen der Menschen, sondern am Ziel des Profits, des Wachstums und

der Kapitalakkumulation. In der kapitalistischen Ökonomie wird zwar nie dagewesener Reichtum erzeugt, an dem dessen Produzent_innen freilich kaum beteiligt werden, doch dieser wird unter entfremdeten und verdinglichten Bedingungen geschaffen, unter denen der/die Einzelne nicht mehr als das sprichwörtliche Zahnrad im Getriebe ist und die Logik des Tausches alles vergleichbar macht und das Besondere auslöscht (vgl. Adorno 1977). Die Liebe soll gewissermaßen Kompensation leisten für diese Zumutungen und Zurichtungen. Damit steht sie nicht außerhalb kapitalistischer Ökonomie, sondern ist in diese konstitutiv eingeschlossen: Sie soll „das Wahre unmittelbar im Falschen aufrichte[n]“, so Adorno (ders. 2003: 195). Durch ihre Etablierung als Prinzip verspricht sie eine Humanität, die nicht existiert, und legitimiert so die bestehenden Herrschaftsverhältnisse. Aber nicht nur durch diesen ausschließenden Einschluss ist die Liebe mit dem Kapitalismus verbunden, sondern sie ist selbst von dessen Prinzipien durchdrungen. Denn auch in der Liebe handeln Menschen nach ihrem Eigeninteresse, erheben einen Besitzanspruch auf einen anderen Menschen, befriedigen sich an dem, öfter: der anderen. So genannte Familiendramen, bei denen der Mann die Frau aus Eifersucht tötet, sind insofern keine unerklärliche Tragödie, sondern extreme Ausdrucksformen dieser „Menschenverachtung in Liebe“ (Sigusch 2005: 18).

Die romantische Liebe ist also mit den geschlechtlichen und ökonomischen Herrschaftsverhältnissen auf das Engste verwoben. Als vermeintlich Anderes erfüllt sie eine soziale Funktion. Ihr doppeltes Glücksversprechen kann sie nicht einlösen.

Seit dem 18. Jahrhundert haben sich sowohl die Geschlechter als auch die Produktionsverhältnisse mehrfach transformiert. Und mit ihr auch die Liebe. In Zeiten des Neoliberalismus erscheinen auch Liebesbeziehungen liberalisiert: Es entstehen, obwohl die Norm der Heterosexualität unangetastet bleibt, neue Freiheiten für homo- und bisexuelle Lebensweisen. Außerdem wurde die Norm der lebenslangen Monogamie von der seriellen Monogamie verdrängt, teilweise wird auch diese neue Norm herausgefordert, etwa durch Polyamorie. Doch auch im Neoliberalismus, der sich geschlechtliche Gleichberechtigung und individuelle Selbstverwirklichung auf die Fahnen schreibt, sind weder die Grundpfeiler der Geschlechter- und Produktionsverhältnisse angetastet noch hat sich die grundsätzliche gesellschaftliche Funktion der Liebe geändert (zum Geschlechterverhältnis im Neoliberalismus vgl. Wetterer 2003). Das Bedürfnis nach den Versprechen der Liebe scheint unter dem Druck der

ständigen Selbstvermarktung und des Selbstmanagements (vgl. Bröckling 2007) größer denn je, schließlich werden Individuen zur umfassenden Anwendung ökonomischer Kategorien auf sämtliche Bereiche des eigenen Lebens angehalten. Dieser Imperativ zieht sich bis in die Liebesbeziehungen, in denen sich das Ideal der „partnerschaftlichen Beziehung“ (Giddens 1992) durchsetzt. Dieses Ideal steht auf dem Boden einer ökonomischen Tausch- und Vertragslogik, indem die Partner_innen ihre Beziehung durch rationale Aushandlungsprozesse gestalten. Paradoxe Weise ermöglicht gerade dieses neue Beziehungsideal, das Intimbeziehungen auf neue Art und Weise einer ökonomischen Betrachtung unterwirft, Frauen in heterosexuellen Liebesbeziehungen das Einfordern von mehr Gleichberechtigung im liberalen Sinne. Allerdings kann die partnerschaftliche Logik keinen subjektiven Sinn stiften. Dies bleibt der romantischen Liebe vorbehalten, die wiederum nur sich selbst begründet und aus der gerade keine Forderungen abgeleitet werden können (vgl. Burkart 1998: 25). Daher umfassen heutige Liebesbeziehungen beide Logiken, die in einem komplexen und widersprüchlichen Wechselverhältnis zueinander stehen (vgl. Koppetsch 2007).

Zu Recht machen Feminist_innen darauf aufmerksam, dass nichts geschlechtliche Ungleichheiten in heterosexuellen Beziehungen beständiger absichert als die Liebe. Die feministische Forderung, die Liebe abzuschaffen (vgl. Firestone 1987: 140), wird so durchaus verständlich. Und in der Tat scheint angesichts der angeführten Verwicklungen von Liebe und Herrschaft vieles für diese Konsequenz zu sprechen. Die Forderung unterschlägt allerdings nicht nur die subjektive Sinnstiftung und Anerkennung durch Liebe, auf die zahlreiche Frauen (als Resultat historischer Entwicklungen) noch stärker als Männer angewiesen sind (vgl. Illouz 2011: 205 ff.), sondern sie wickelt auch das vielleicht letzte Refugium ab, in dem, wenn auch nur als uneingelöstes Versprechen, die „Ahnung eines besseren menschlichen Zustands“ (Horkheimer 1986: 346) überwintert.

Es überrascht kaum, dass die beiden historischen Versprechen der romantischen Liebe, der Individualität und der Transzendenz, bis heute auf ihre Verwirklichung warten. Wenn etwas an der bürgerlichen Liebe bewahrenswert ist, dann eben dieses doppelte Versprechen, dessen Einlösung erst unter radikal veränderten Geschlechter- und Produktionsverhältnissen möglich würde. Die Art und Weise, wie die Menschen heutzutage in ihren heterosexuellen romantischen Zweierbeziehungen wahlweise vor sich hin vegetieren oder sich zu Grunde richten, wird uns dieser Einlösung allerdings

kaum näher bringen:

„Soll Liebe in der Gesellschaft eine bessere vorstellen, so vermag sie es nicht als friedliche Enklave, sondern nur im bewussten Widerstand“ (Adorno 2003: 195).

Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W. (2003) [1951]: *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Adorno, Theodor W. (1977) [1966]: *Gesellschaft*. In: Ders.: *Gesammelte Schriften*. Band 8. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 9-19.
- Adorno, Theodor W./Horkheimer, Max (2000) [1969]: *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Bock, Gisela/Duden, Barbara (1977): *Arbeit aus Liebe - Liebe als Arbeit - Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus*. In: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hg.): *Frauen und Wissenschaft - Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen*. Juli 1976. Berlin: Courage, S. 118-199.
- Bröckling, Ulrich (2007): *Das Unternehmerische Selbst*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Burkart, Günter (1998): *Auf dem Weg zu einer Soziologie der Liebe*. In: Ders./Kornelia Hahn (Hg.): *Liebe am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts*. Opladen: Leske + Budrich, S. 15-50.
- Dröge-Modelmog, Ilse (1987): *Was heißt hier Liebe? Gedanken zu einem Massenphänomen*. In: Dies./Giesela Mergner (Hg.): *Orte der Gewalt. Herrschaft und Macht im Geschlechterverhältnis*. Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 15-31.
- Firestone, Shulamith (1987): *Frauenbefreiung und sexuelle Revolution*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Giddens, Anthony (1992): *Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Horkheimer, Max (1986): *Autorität und Familie*. In: Ders.: *Kritische Theorie. Eine Dokumentation*. Band 1. herausgegeben von Alfred Schmidt. Frankfurt am Main: Fischer, S. 277-360.
- Illouz, Eva (2011): *Warum Liebe weh tut. Eine soziologische Erklärung*. Berlin: Suhrkamp.
- Koppetsch, Cornelia (2007): *Liebesökonomie. Ambivalenzen moderner Paarbeziehungen*. In: *WestEnd*, Jg. 2, H. 1, S. 96-108.
- Lévi-Strauss, Claude (1981) [1948]: *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1994) [1982]: *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sigusch, Volkmar (2005): *Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Wetterer, Angelika (2003): *Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen*. In: Dies./Gudrun-Axeli Knapp (Hg.): *Achsen der Differenz*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 286-319.

Vom Denken zum Text – und zurück: Das Beispiel der Surrealisten...

Joris Löschburg

Die Fixierung von Grenzen und die damit verbundene topologische Differenzierung theoretischer Aktionsräume ist für die Verfasstheit wissenschaftlicher, sowie künstlerischer Praxis fundamental. Von der disziplinären Konstitution bis zum methodologischen Commonsense moderner Wissensgemeinschaften vollziehen sich permanent heterogene Strategien der Abgrenzung sowie der Transgression, der Grenzüberschreitung. Daraus entstehen Irritation und Provokation – Grundvoraussetzungen für die Entstehung des genuin Neuen. Im Tutorium sollte es in Form von Diskussion, Projekten und experimentellen Präsentationsmethoden um solche Transgressionsphänomene in Kunst und Wissenschaft gehen: Grenzüberschreitungen, bzw. Brückenschläge heterogener Wissensgebiete, Interdisziplinarität, sowie Überschneidungen von Kunst und Wissenschaft.

Topologie der Transgression so der Titel unserer wöchentlichen Zusammenkünfte.

Der Versuch eben solche Praxisformen, in denen Grenzüberschreitungen bewusst provoziert werden, nachzuvollziehen. Artauds Schreien im Vorfeld. Batailles obszöne Unmöglichkeiten.

Immer wieder (vor-)lesen. Immer wieder Text. Referat - Bezüge nehmen.

Aber eben auch: Das *gemeinsame* Lesen der *eigenen* Texte. Man könnte hier über Methode versus Resultat handeln. Liegt die eigentliche Bedeutung nicht eigentlich im Akt des Schreibens anstatt im Text? Hier geht es ums Lesen. Ums Hören. Fehlt da nicht die Antithese?

Studentische Arbeit – Textarbeit. Nach-denken. Die Grenzen des Nachdenkens. Die im Tutorium behandelten Autoren in ihrem Anspruch, die Grenzen des Denkens auf das Heterogene, das Ungedachte, das Unmögliche auszudehnen. Was verworren klingt manifestiert sich in klaren Abhandlungen, Vorschlägen für dramaturgische Praxis – von Nietzsches poetischem Pathos der Forderung, die Wissenschaft müsse zur Kunst werden bis zum Surrealistischen Manifest. Im Tutorium sollte diesen Versuchen, die durchaus historische Bezüge aufweisen, nachgegangen werden. Das Besondere: In einem Tutorium.

Das hieß in unserem Fall, Grenzüberschreitung auch methodologisch zu vollziehen.

Kann man DADA verstehen ohne je ein dadaistisches Gedicht selbst, laut und vor Publikum verlesen zu haben (*dieses anarchisch lachend*). Kann dafür in der Universität Platz geboten sein? Was kann es heißen sich aufs Batailles Spuren auch stilistisch zu bewegen?

Wie viel Platz ist für den eigenen Stil in der Reflexion über das bereits Gesagte?

Im Tutorium wurde die wissenschaftliche Aufarbeitung durch kulturhistorische Verortung der Autoren bzw. Texte, aus diesem Grund immer wieder durch das Verfassen eigener Texte unterbrochen, ergänzt, fortgeführt... Das Nachdenken, das Verstehen von Theorie vollzog sich somit ganz bewusst (auch) über die eigene Praxis... Vom Text als Produkt eines Denkens in ein eigenes kommen – und zurück. Texte geraten näher, öffnen sich – lassen sich nicht nur peripher abdiskutieren.

Wenig wäre wohl noch kläglich, als hier den Versuch zu unternehmen, zum Beispiel die wunderbaren Texte, die aus unseren gemeinsamen Versuchen mit der surrealistischen Praxis der *écriture automatique* entstanden sind auf (kultur-) wissenschaftliche Art mit dem Transgressionsbegriff zu verbinden. In typisch dilettantischer Form – durch kulturhistorische Einordnung, erfrischend unerwarteter Verweise oder einiger besonders schmackhafter Beispiele, würde sich ein solches Resumée darum bemühen, jedes Eigen-Artige, Besondere, Frische und Ungelenke dieser Texte bestmöglich vorwegzunehmen, ihm eben jene Eigen-Art zu nehmen, kurz: das Eigenartige des Versuches zu versauen. Das Ergänzen der theoretischen Auseinandersetzung durch ein surrealistisches Symposium im Rahmen des Tutoriums war vielmehr eben – ein Versuch. Kein Experiment. Kein in die Fußstapfentreten von Breton und Co. Versuch-Suche.

Das ist gleichwohl das Große am surrealistischen Entwurf selbst – die Ernsthaftigkeit der Suche. Mögen die Techniken albern wirken – von Traumprotokollen, Kinderzeichnungen, spirituellen Séancen, den *Cadavres exquis* und eben dem automatischen Schreiben – der Anspruch dabei, dahinter und dadurch zu neuen Erkenntnissen über das menschliche Seelenleben, die eigene Wildheit, die Möglichkeiten eines transgressiven Schreibens zu entdecken ist zumindest bei Breton stets von geradezu militärischem Ernst.

Als fünfzehn Studenten mit ihren zum Teil über eine Woche dokumentierten Träumen und einem Text, im oben benannten Verfahren entstanden, in die Universität kamen um diese ihren Kommilitoninnen vorzulesen... Als Initiator dieser Idee hatte ich zunächst Angst, niemand würde diesem Aufruf folgen. Dies soll an dieser Stelle nicht die mangelnde Wissenschaftlichkeit dieser Einführung durch Pathos retuschieren. Diese Erfahrung war für mich schlicht unglaublich. In Form der Möglichkeit eines *Wir*. Denn es hängt eben nicht nur vom Mensch selbst ab, ob dieser „seine Begierden im anarchischen Zustand halten will“ oder nicht (Bréton 2009: S. 29-30).

Wehe, wenn er sie nur andeutet. Und wehe wem.

Im universitären Sterilium wird diese Erfahrung oft widerlich ins Überdeutliche verzerrt.

In dem Mut, die zum Teil gewalttätig phantasievollen, irrwitzig a-grammatikalischen und durchweg sehr intimen Texte gemeinsam zu lesen, möchte ich darum eine Bewegung erkennen. Einen spielerischen Schritt jenseits der vorgegebenen Wege, eine fast gefährliche Geste gegen die Dresseure des Geistes, von denen Breton spricht. Im Tutorium sollten somit ganz bewusst Autoren vergleichbaren Kalibers gelesen werden – Experimentatoren jenseits des wissenschaftlichen *Commonsense*. Diese Auseinandersetzung mit den damit assoziierten Epistemologien, die sich gerade nicht durch die Demarkation von Wissensräumen sondern in der Geste der bewussten Überschreitung dieser Räume konstituierten, verlangte gleichsam unorthodoxe Herangehensweisen. Die Forderung nach einem interdisziplinären Wissenschaftsbetrieb, der seine eigene Praxis immer stärker an ökonomischen Interessen orientiert, verlangt längerfristig sowieso nach einer ebensolchen Pragmatisierung – auch in den ehemals als Geisteswissenschaften titulierten Disziplinen... Dass diese Pragmatisierung zunächst dem studentischen Interesse gebühren sollte, ist dabei nur eine mögliche Ansicht...

Es geht hier also nicht darum, studentische Tutorien dem normalen Universitätsbetrieb als subversive Gegenveranstaltungen gegenüberzustellen. Lediglich die Relevanz der Forderung eines Aktiv-Werdens der Studenten soll mit der Freiheit zu selbstverwalteten Veranstaltungen verbunden werden. Es braucht dringend Freiflächen, Versuchsräume und Motivationen zu eigenständiger Praxis. Auf dem Weg zu studentischer Initiative und nicht durch ECTS-Punkte provozierten Engagement bedeutet die Einladung zu wirklich eigenständigem Denken und Schreiben, Lernen und Lehren einen fundamentalen Zielpunkt. Die Einrichtung des *Bologna Labs* und der studentischen *Tutorien* stellt meines Erachtens einen ganz entscheidenden Schritt in Richtung dieses Ziels dar.

Literaturverzeichnis

Breton, André (2009): Erstes Manifest des Surrealismus 1924. In: Ders.: Die Manifeste des Surrealismus. Hamburg: Rowohlt.

Exkurs: Der immanente Blick

Thomas Gottsmann (Teilnehmer des Tutoriums von Joris Löschburg)

„Sooft ein Tier ein anderes frißt, frißt es seinesgleichen, sein Ebenbild: in diesem Sinne spreche ich von Immanenz.“ (Bataille 1997: 19)

68

Was meint Bataille, wenn er von Immanenz spricht? Er spricht vor allem von Kontinuität, in einem anderen Sinn als dem, den wir für Kultur und Geschichte verwenden. In Letzterem gibt es einen als kontinuierlich beschreibbaren Raum, in dem sich alles als Gegenstand betrachten lässt, als an seinem Platz befindlich: aufgereiht entlang der Zeitachse, mit der wir den Raum unserer Erinnerung vom Anfang bis zum Ende der Gegenwart und als imaginierte Verlängerung in die Zukunft vermessen haben. Dass in diesem gefüllten Raum der Beginn der Zeitachse unverfügbar bleibt, in ein nebulöses Ungegenständliches verweist, wird spätestens mit dem gescheiterten Versuch, etwas menschliches wie die Sprache auf ein lokales, kausales Anfangsverhältnis, auf Ursprünge zurückführen zu wollen, als Fehlstelle unabweisbar sichtbar. Ein Mangel, der die gesamte Konstruktion der kausalen Kette der Ereignisse, das heißt, ihre Kontinuität, fundamental in Frage stellt. Besser sollte man sagen, die Kette der zu Gegenständen geronnenen, verfügbar gemachten Ereignisse. Die Kontinuität des geschichtlichen Raumes ist also eine Konstruktion, eine praktische Abstraktion, die unserem Bedürfnis nach Verständnis und Macht entspricht. Macht über das Ereignis zu gewinnen, das sich einer Logik der Folge im Augenblick des Geschehens entzieht. Dem so konstruierten System ist also neben seiner ihm immanenten Logik der Abfolge, die eine kausale Entwicklung hervortreten lässt, auch ein Konstruktionsfehler immanent, der kritisch wird, wenn wir vergessen, dass es sich um ein Konstrukt, eine virtuelle Wirklichkeit handelt und nicht um die Abbildung der Immanenz des Seins, was immer damit gemeint ist. Das Bedürfnis, welches diese Konstruktion hervorbringt, ist lediglich das Bedürfnis des Verstandes als das uns bestimmende Organ. Die anderen Organe haben eventuell andere Bedürfnisse.

Kommen wir zurück zu Bataille. Welche Begriffe verwendet er, um Immanenz zu kennzeichnen und welche Immanenz meint er? Die Begriffe, die auftauchen, sind: Animalität, Unmittelbarkeit, die bestimmte, begrenzte Situation, wenn ein Tier ein anders frisst, das Fehlen von Transzendenz (vgl.

Bataille 1997: 19). Ein Tier erkennt sich selbst nicht als sich erkennendes Subjekt, sondern kennt sich nur als Innenwahrnehmung, aus der Immanenz des Geschehens, im Ort einer Innenbewegung ohne Raum und einer Raumbewegung ohne Zeitbewusstsein. Ohne die Fähigkeit zu transzendieren, das heißt ohne einen Gegenstand mit einer gewissen unabhängigen Dauer außerhalb seiner Immanenz konstruieren zu können (vgl. Bataille 1997: 20, 24), ist es unmöglich der Immanenz der Gegenwart zu entkommen. Für das Tier gibt es keine Grenze zwischen der Aktualität der jeweiligen Ereignisse und der Selbstkommunikation über den Verlauf des Ereignisses, wie es dem transzendierenden Verstand möglich ist, da es den Raum für das Tier nur ohne Zeit, das heißt, ohne Sinn (vgl. Blumberg 1997: 92), gibt. Für das Tier gibt es nur den direkten Austausch, sei es als Stoffwechsel (fressen, gefressen werden: die von Bataille so begrenzte animalische Immanenz) oder als Austausch emotionaler, instinktiver Signale. Da das Tier kein Medium der Distanzgewinnung besitzt, nur seinen warnenden Lebensinstinkt hat, gibt es für das Tier auch keine Grenzen. Das Medium: Der selbstreflexive Verstand erschafft sich mit seinem Auftauchen erst die beiden Realitäten (intellektuelle Konstruktion, undurchdringlicher Gegenstand/Tier), zwischen denen er jetzt zu vermitteln hat, als permanenter Grenzgänger. Mit seinem Entstehen ist seine Notwendigkeit gleich mit entstanden, hat sich das neue Medium, das Werkzeug, als Werkzeug gleich selbst erkannt und seine Immanenz als Sicherung der Dauer des Medialen selbst hervorgebracht, entwickelt. Das nennt man das Primat des Mediums über seine Inhalte (vgl. McLuhan 1995: 19f.). Insofern würde sich die Frage nach den Anfängen der Sprache nicht mehr stellen, da der Vorteil des Mediums sofort qualitativ ganz war und sich dann quantitativ entfaltet hat. Zu diesem Abfall aus der Unschuld der animalischen Immanenz gibt es kein Zurück mehr. Aber der Preis ist heiß: Kultur und Technik, die Macht der Dauer. Der Mensch bleibt zwar körperlich-instinktiv wie das Tier, hat aber aus seiner sekundären, transzendenten Existenz nur noch medialen (indirekten) Zugang zur primären Unmittelbarkeit seiner Tierseele. Nur im äußersten Schmerz, der den Verstand lähmend wie Gift befällt, wird der Mensch wieder ganz Tierkörper und Tierseele als Ganzes (vgl. Deleuze 1995: 33ff.). Der Verstand schützt sich wie ein Parasit selbst, blockiert den Weg bei Überlastung oder lässt sich nicht abschalten, ohne das Ganze zu gefährden. Würde es gehen, dann wüsste er nichts davon. Daher die Faszination des Erinnerungsverlustes. Dieser konstruierte Zustand der mentalen Leere gleicht dem Fehlen des Mediums oder dem Moment seiner

Geburt. Noch ohne die Last der Zeit, der Erinnerung, ist der virtuell defekte Mensch die perfekte Maschine im nichtlinearen Raum der Reaktion, die auf alles gleichzeitig anspricht. Unschuldig wie das Tier tötet sie nur um nicht getötet zu werden, um zu überleben, ohne Geste des Triumphs (vgl. Bataille 1997: 25). Die entsprechende konkrete Filmrealität: *Total Recall* (Wiseman 2012), ist die des globalen Imperiums ohne Grenzen, ohne Geschichte, von dauernder Immanenz, der anderen Art von Dauer, von Kontinuität: der Kontinuität des ununterscheidbaren Elements in seinem Element (vgl. Bataille 1997: 24), der erinnerungslose Mensch und seine Konstruktion im direkten Austausch, ohne Medien. Da es aber die pure Existenz des Mediums ist, die über die Art der Wahrnehmung oder Nichtwahrnehmung entscheidet, bewusstlose animalische Immanenz oder medialer Ausschluss davon, wird sich das dem Verstand immanente konstruktive Potential so oder so erneut realisieren.

Um den Verstand auszuschalten müsste man ihn wegoperieren, außer Funktion setzen, Drogen nehmen. Drogen, die den Verstand zu einem Organ unter Organen machen, der Unmittelbarkeit der Ereignisse ausgeliefert. Deleuze spricht in Anschluss an Antonin Artaud vom organlosen [vertikal entgrenzten] Körper, der nur noch Zonen der aktuellen Sensation (Erregung) kennt und so, könnte man mit Bataille sagen, immanent wird (vgl. Deleuze 1995: 33ff.). Diese Unmittelbarkeit in uns und den Tieren ist das paradiesische und zugleich monströse Einssein mit der Bewegung des Fließens, mit dem Abdruck des Ereignisses, das Bataille die Immanenz der Animalität nennt. Zu dieser haben wir also einen gewissen Zugang, den der Regression oder den der Transgression über den Körper mit seinen Nerven, die direkt ans Rückenmark und zu älteren Nervenzentren, als es der konstruktive Verstand ist, Zugang verschaffen. Eine weitere filmisch und literarisch verbreitete Vision (Topos): Idealerweise müssten wir es fertig bringen, den Verstand oder das perfekt reagierende Tier je nach Bedarf an- und auszuschalten. So etwas wie Verantwortung würde es dann nur noch partiell, das heißt gar nicht geben. Der wiedergewonnene Tierkörpergeist würde innerhalb der geschichtlichen Zeit eine Zeit der flüssigen Gegenwart installieren, die Zeitlinie zu ihrem unnennbaren Anfang zurückführen und den Menschen in einen Zustand der Spaltung bringen, der ihm den Verstand raubt (Dr. Jekyll & Mr. Hyde). Hier ist die Vermittlung, Transgression über den Körper nur als Auflösung zu haben, in intellektueller wie in moralischer Hinsicht. Anders könnte es sein, wenn der Mensch in seinem Element, im Medium, im medial verlagerten Verstand

untergeht, zu einem virtuellen Apparat (Organ), einem immanenten Medium würde, das wie ein Tier wäre. Vielleicht sind wir mit dem nichtlinearen, netzwerkartig funktionierenden Cyberspace auf diesem Weg?

Quellen- und Literaturverzeichnis

Bataille, Georges (1997): Theorie der Religion. Berlin: Matthes & Seitz.

Blumberg, Hans (1997): Schiffbruch mit Zuschauer. Paradigma einer Daseinsmetapher. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

McLuhan, Marshall (1970): Die magischen Kanäle. Understanding Media. Frankfurt am Main und Hamburg: Fischer Bücherei.

Deleuze, Gilles (1995): Francis Bacon. Logik der Sensation. München: Wilhelm Fink Verlag.

Total Recall (2012), Regie: Len Wiseman, Drehbuch: Kurt Wimmer, USA.

Deutschland: Koloniale Kontinuitäten

Alexandra Nehmer und die Teilnehmenden des Tutoriums

Das Tutorium widmete sich unter einer postkolonialen Perspektive noch heute sichtbaren kolonialen Kontinuitäten. Ausgehend von der Verflechtung von Wissenschaft und Kolonialismus, machten wir uns auf die Suche nach konkreten kolonialen Verwicklungen unserer Universität, deren materielle Spuren in den universitären Sammlungen zu finden sind. Als Schwerpunkte wählten sich die Teilnehmenden die Anatomischen Sammlungen in der Charité und das geplante Humboldt-Forum.

Eine postkoloniale Perspektive auf deutsche Geschichte

Das Tutorium hatte zum Ziel, der weitgehend vorherrschenden Marginalisierung der kolonialen Vergangenheit im deutschen Geschichtsbewusstsein entgegenzutreten (vgl. Conrad 2002). Wenn die deutsche Kolonialgeschichte überhaupt thematisiert wird, dann zumeist als etwas, das weit weg geschah; ihre Auswirkungen werden nur in den ehemals kolonialiserten Ländern gesucht. Nur zögerlich wurde die von den postcolonial studies eingeforderte Perspektive der Reziprozität des kolonialen Einflusses auf Kolonie und Metropole auch in Deutschland aufgenommen, nach der die Auswirkungen des Kolonialismus nicht nur auf die Kolonie, sondern gerade auch auf die Metropole in ein gemeinsames analytisches Blickfeld gerückt werden sollen (vgl. Stoler/Cooper 1997). Sie treten für einen weiten Begriff von Kolonialismus als ein Machtverhältnis ein, das nicht nur auf formale Kolonialherrschaft beschränkt ist, sondern dessen Einfluss der tatsächlich kurzen Dauer des deutschen Kolonialreiches vorausgeht als auch überdauert (vgl. Friedrichsmeyer et al. 2001).

Das Tutorium widmete sich materiellen wie immateriellen Kontinuitäten des Kolonialismus, über deren zahlreiche Felder wir uns zunächst einen Überblick verschafft haben. Folgende Grundlagen postkolonialer Theorie, die wir uns gemeinsam erarbeitet haben, waren uns dabei besonders wichtig:

Postkoloniale Theorie ermöglicht eine Kritik an essentialistischen Identitätskonzepten, die das Eigene in der Abgrenzung vom „Fremden“ und der Abwertung des „Anderen“ definieren. Sie macht sichtbar, dass Identitätskategorien, die in kolonialen Kontexten entstanden, auch heute noch als Rassismus und der Setzung von Weißsein als Norm fortwirken (vgl. Eggers et al. 2005).

Postkoloniale Theorie rückt die Verflechtung von Wissens- und Machtstrukturen in den Blick. Wissen und Wissenschaft sind von kolonialen Machtstrukturen

nicht zu trennen, ihre Institutionen verkörpern Autorität und Hierarchien. Sie sind es, die koloniale Maßstäbe produzieren und reproduzieren. Diese koloniale Verstrickung geht über die Tatsache hinaus, dass wissenschaftliche Disziplinen als Techniken und Komplizen des Kolonialismus wirkten. Stattdessen muss bestimmtes Wissen selbst als Produkt des Kolonialismus aufgefasst werden, der auf diese Weise tiefgehende Spuren in der westlichen Wissensordnung hinterlassen hat (vgl. Randeria/Conrad 2002).

Postkolonialen Theorien zufolge sind koloniale Logiken fest eingeschrieben in viele wissenschaftliche sowie alltägliche Begriffe, Kategorien und Konzepte, mit denen wir die Welt erfassen. Postkoloniale Theorien verstehen sich deshalb auch als Kritik an einer Geschichtsschreibung, die sich im 19. Jahrhundert in Bezug auf den Nationalstaat zur „nationalen Aufgabe“ entwickelt hat, dabei die Bedeutung der sogenannten „außereuropäischen Welt“ oft ausblendet, und deshalb als Fachdisziplin vor allem zu einer nationalstaatlichen Legitimation und Selbstvergewisserung beizutragen hat. Zusammen mit anderen Disziplinen ist sie geprägt von eurozentristischen Modernisierungstheorien, die auf den westlichen Paradigmen von Fortschritt und Entwicklung basieren und auf Basis derer andere Gesellschaften abgewertet werden. Postkoloniale Theorien schlagen stattdessen eine „geteilte Geschichte“ im Sinne einer gleichberechtigten Darstellung von Austauschprozessen vor, die die Verwobenheit der europäischen und außereuropäischen Welt bei der Konstituierung der Moderne betont (vgl. ebd.).

Spuren des Kolonialismus in universitären Sammlungen

Die Marginalisierung der Kolonialgeschichte spiegelt sich auch in einem Feld der Geschichtsschreibung wider, das uns als Studierende der Humboldt-Universität konkret betrifft: in der geschichtlichen Selbstdarstellungen der Universität. Stolz bezieht man sich in der Selbstpräsentation auf den Gründungsmythos der Brüder von Humboldt und zählt seine Nobelpreisträger und andere herausragende Ehemalige auf. Zwar wird darauf verwiesen, dass „die Universität trotz ihrer beachtlichen Erfolge auch ein dunkles Kapitel deutscher Geschichte durchlebt [hatte]“, doch auf diese Einleitung folgt nur der zu erwartende kritische Rückblick auf die NS-Zeit (HU 2013). Nirgends findet sich allerdings eine Bemerkung zur Rolle der Humboldt-Universität in der deutschen Kolonialpolitik und -praxis. Es fehlt beispielsweise der Hinweis darauf, dass Robert Koch, einer der präsentierten Nobelpreisträger, medizinische Experimente an Menschen in deutschen Kolonien durchführte

(vgl. Bauche 2006). Auch gibt es keinerlei kritische Auswertung der Zuarbeit für die koloniale Verwaltung des ehemaligen Kolonialinstituts *Seminar für Orientalische Sprachen* und heutigen Instituts für Asien- und Afrikawissenschaften.

Materielle Zeugnisse für diese kolonialen Verstrickungen der Universität fanden sich in zahlreichen Sammlungen der Universität, denen sich das Tutorium zuwandte. Doch auch deren Geschichte wird in der Selbstdarstellung nicht kritisch beleuchtet. Stattdessen wirbt die Humboldt-Universität offiziell für und mit ihren Sammlungen:

„Die 100 verschiedenen wissenschaftlichen Sammlungen der Universität beherbergen über 30 Millionen Objektbeispiele [...]. Die naturwissenschaftlichen Sammlungen sind unter dem Dach des 1889 gegründeten Museums für Naturkunde [...] mit rund 25 Millionen Sammlungsgegenständen zu besichtigen. Dazu gehören das besterhaltene Fossil des Urvogels *Archaeopteryx lithographica* und das weltweit größte aufgestellte Saurierskelett eines *Brachiosaurus*. Auch die Anatomische Sammlung, die auf Rudolf Virchow zurückgeht, das Lautarchiv oder die Privatbibliothek der Brüder Grimm gehören zu den Schätzen.“ (HU 2012)

Der *Brachiosaurus*, der hier stolz als Prachtexemplar der universitären Sammlungstätigkeit gerühmt wird, gelangte zusammen mit anderen Dinosaurierskeletten im Rahmen einer von der deutschen Kolonialverwaltung unterstützten Expedition nach Tengaduru im heutigen Tansania, der damaligen deutschen Kolonie Deutsch-Ostafrika, in den Besitz des Naturkundemuseums (vgl. Hoppe 1990). Dass neben dem Lautarchiv, das zu großen Teilen aus Sprach- und Gesangsaufnahmen besteht, die im ersten Weltkrieg in Kriegsgefangenenlagern insbesondere mit gefangenen Soldaten aus den Kolonien der gegnerischen Kriegsmächte aufgezeichnet wurden (vgl. Lange 2012), ausgerechnet die Anatomische Sammlung an so prominenter Stelle beworben wird, ist erschreckend, besteht sie doch zu großen Teilen aus Gebeinen, die im kolonialen Kontext nach Deutschland gelangten (vgl. Lange 2011). Diese Sammlung, die eine noch immer greifbare Kontinuität deutscher Kolonialgeschichte darstellt, hat sich eine Arbeitsgruppe als einen Schwerpunkt des Tutoriums gewählt.

Als Reaktion auf Restitutionsforderungen wurde an der Charité das Human Remains Project initiiert, das es als seine Aufgabe sieht, durch Provenienzforschung die Herkunft und den „Erwerbkontext“ der Gebeine zu klären und somit über die Legitimität der Forderungen zu entscheiden. Als ein Ergebnis dieser Arbeit wurden 2011 Überreste von 20 im Völkermord an den Herero und Nama Ermordeten nach Namibia rückgeführt (vgl. Winkelmann

2012). Doch der Förderungszeitraum des Projekts läuft im Herbst dieses Jahres aus. Ob und wie dessen Arbeit fortgesetzt wird und was mit den noch in der Sammlung verbleibenden Gebeinen geschieht, ist noch nicht geklärt. Obwohl damit bereits Ansätze einer kritischen Auseinandersetzung mit dieser Sammlung existieren, finden sich in deren offizieller Darstellung keinerlei Hinweise auf ihre kolonialen Ursprünge. Stattdessen werden die Sammeltätigkeiten der Wissenschaftler weiter gerühmt. Nur ein einziger Satz zum Schluss der Beschreibung verweist kryptisch auf deren gewaltvolle Geschichte, verschleiert aber bewusst mehr, als er offen legt:

„Neben der Rudolf-Virchow-Sammlung werden rund 6.000 weitere Schädel bzw. postkraniale Skelettreste menschlicher Individuen von gleichem Charakter betreut. Letztere stammen aus den Beständen des alten Berliner Völkerkundemuseums. Beide Sammlungen verbindet darüber hinaus ein gemeinsames Schicksal, dessen Tiefen noch nicht ausgelotet sind.“ (Helmholz-Zentrum)

Statt kritischer Aufarbeitung einzelner Institute, Personen und Sammlungen bietet die Humboldt-Universität in Hinblick auf ihre koloniale Geschichte nur „weiße Flecken“.

Das Humboldt-Forum in kolonialer Tradition

Nicht nur mangelt es der Humboldt-Universität an einer kritischen Aufarbeitung der kolonialen Verstrickungen, sie trägt auch aktiv als einer der Akteure des geplanten Humboldt-Forums zu einer Fortschreibung eurozentristischer und kolonialer Traditionen bei. Dieser anderen kolonialen Kontinuität, in die die Humboldt-Universität verwickelt ist, widmete sich eine weitere Arbeitsgruppe des Tutoriums. Das Humboldt-Forum stellt sich durch den Wiederaufbau des Stadtschlusses als Machtsymbol in eine nationalistisch koloniale Tradition und fügt sich ein in deren Spuren, die vielfach im Berliner Stadtraum greifbar sind (vgl. Ha 2005). Begrifflich wie auch konzeptuell werden konstruierte Dichotomien zwischen „Uns“ und den „Anderen“ festgeschrieben. Das Berliner Stadtschloss als ein Prachtbau der preußischen Monarchie ist Symbol einer einseitigen und selektiven Geschichtserzählung. Während einerseits positiv auf die feudale Vergangenheit rekurriert wird, werden Kolonialismus und Imperialismus verschleiert. Die Ambivalenz preußischer Herrschaft wird ausgeblendet. So werden in der Humboldt-Box weder der brandenburgisch-preußische Sklavenhandel noch die imperiale Aufteilung Afrikas auf der Berliner Afrika-Konferenz 1884-1885 thematisiert. Auch dass die Erwerbsgeschichte der mehrere hunderttausend Objekte umfassenden Bestände der Staatlichen Museen zu Berlin, die nach der Fertigstellung des

Schlusses dorthin umziehen sollen, in einer Vielzahl der Fälle mit kolonialer Gewalt in Verbindung steht, wird nicht offengelegt. „Anders zur Welt kommen“ – so der Titel einer Ausstellung von 2009, in der die Staatlichen Museen zu Berlin, die Humboldt-Universität zu Berlin und die Zentral- und Landesbibliothek Berlin als zukünftige Akteure des Humboldt-Forums ihre Leitideen für das spätere Forum präsentierten – würde unserer Ansicht nach stattdessen bedeuten sich vom Exotisierenden, welches dem Konzept der Kunst- und Wunderkammer, die der Ausstellung zum Vorbild dienen soll, eingeschrieben ist, zu distanzieren beziehungsweise es zu dekonstruieren und damit nicht in überholte Dichotomien wie Kultur – Natur, das Eigene – das Fremde und zivilisiert – primitiv zu verfallen. Über „sogenannte Naturvölker mit durchaus lebendiger Kultur“ wird in der Humboldt-Box unter der Überschrift „Tote Objekte – lebendige Kultur?“ berichtet, sodass unwillkürlich der Eindruck entsteht, dass es erst der europäischen „Entdecker, Sammler und Abenteurer“ bedurfte, die „sogenannten Naturvölker“ zum Leben zu erwecken. Es wäre zu problematisieren, dass die Erforschung und Erkundung der Welt durch europäische Forscher ein koloniales Projekt war, für das auch Alexander von Humboldt als einer der Namensgeber des Forums steht. Die Präsentation der Humboldt-Box wird ihrem Anspruch „Anders zur Welt [zu] kommen“ nicht gerecht, sondern verharrt in einer einseitig eurozentristischen Geschichtsdarstellung, essentialistischer Identitätskonzeption und willkürlichen Maßstäben aus kolonialen Zusammenhängen.

Verantwortung für die Sammlungen übernehmen

In einem Memorandum zu den Sammlungen der Humboldt-Universität zu Berlin vom Juni 2011 erklärte die Universitätsleitung diese zu einem „unverzichtbaren kulturellen Erbe“ der Universität, das „von Beginn an eng mit der Geschichte der Humboldt-Universität verknüpft“ sei (HU 2011). Sie fordert daran anschließend eine verstärkte Nutzung der Sammlungen in der universitären Lehre und Forschung, insbesondere aber auch deren öffentliche Präsentation, um „das Bewusstsein für unsere Universität zu stärken, die Identifikation mit der eigenen Universität zu erhöhen, Wissen zu vermehren und Erkenntnisse zu gewinnen.“ Das Memorandum enthält das deutliche Bekenntnis: „Die Universitätsleitung erkennt die Verantwortung an, die mit den Sammlungen einhergeht.“ Das ist zu begrüßen, doch unserer Ansicht nach sind die universitären Sammlungen mehr als „ein einzigartiger Schatz, den es zu bewahren, zu pflegen, zu erschließen, zu erweitern und auszustellen

gilt“. Eine verstärkte Beschäftigung mit den Sammlungen muss vor allem auch eine kritische Auseinandersetzung und Offenlegung der Geschichte der Universität und ihrer Sammlungen beinhalten und sollte auch eine Hinterfragung der Logiken des Sammelns miteinschließen.

Quellen- und Literaturverzeichnis

- Bauche, Manuela (2006): Robert Koch, die Schlafkrankheit und Menschenexperimente im kolonialen Ostafrika. URL: <http://www.freiburg-postkolonial.de/Seiten/robertkoch.htm> [abgerufen am 25.3.2013].
- Conrad, Sebastian (2002): Doppelte Marginalisierung. Plädoyer für eine transnationale Perspektive auf die deutsche Geschichte. In: *Geschichte und Gesellschaft*, 28, S. 145–169.
- Eggers, Maureen Maisha/ Kilomba, Grada/ Piesche, Peggy/ Arndt, Susan (Hg.) (2005): *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*. Münster: Unrast.
- Friedrichsmeyer, Sara/ Lennox, Sara/ Zantop, Susanne (2001): Introduction. In: Dies. (Hg.): *The imperialist imagination. German colonialism and its legacy*. Ann Arbor: Univ. of Michigan Press, S. 1-29.
- Ha, Kien Nghi (2005): Macht(t)raum(a) Berlin – Deutschland als Kolonialgesellschaft. In: Maureen Maisha Eggers, Grada Kilomba, Peggy Piesche und Susan Arndt (Hg.): *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*. Münster: Unrast, S. 105-117.
- Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik: Anthropologische Sammlung am Berliner Medizinhistorischen Museum. URL: <http://www.sammlungen.hu-berlin.de/dokumente/151/> [abgerufen am 27.3.2013].
- Hoppe, Brigitte (1990): Naturwissenschaftliche und zoologische Forschungen in Afrika während der deutschen Kolonialbewegung bis 1914. In: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte*, 13, S. 193–206.
- HU (2011): Memorandum der Universitätsleitung zu den Sammlungen der Humboldt-Universität zu Berlin. URL: http://www.hu-berlin.de/einrichtungen-organisation/leitung/strukturen_konzepte/memorandum [abgerufen am 16.05.2013].
- HU (2012): Die Sammlungen und das Humboldt-Forum. Stand: 21.11.2012. URL: <http://www.hu-berlin.de/ueberblick/geschichte/sammlungen> [abgerufen am 16.04.2013].
- HU (2013): Geschichte der Humboldt-Universität. Stand: 08.04.2013 URL: <http://www.hu-berlin.de/ueberblick/geschichte/abriss> [abgerufen am 16.04.2013].
- Lange, Britta (2011): *Sensible Sammlungen*. In.: Dies./ Margit Berner/ Anette Hoffmann (Hg.): *Sensible Sammlungen*. Aus dem anthropologischen Depot. Berlin: Philo Fine Arts/ilinx-Kollaborationen, S. 15-40.
- Dies. (2012): Was wir hören. Aus dem Berliner Lautarchiv. In: Anette Hoffmann/ Britta Lange/ Regina Sarreiter (Hg.): *Was wir sehen. Bilder*,

Stimmen, Rauschen. Zur Kritik des anthropometrischen Sammelns. Basel: Basler Afrika Bibliographien, S. 61-78.

Randeria, Shalini/ Conrad, Sebastian (2002): „Einleitung. Geteilte Geschichten - Europa in einer postkolonialen Welt“. In: Dies. (Hg.): Jenseits des Eurozentrismus: postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften. Frankfurt a.M. u.a.: Campus Verlag, S. 9–49.

Stoler, Ann Laura/ Cooper, Frederick (1997): Between Metropole and Colony. Rethinking a Research Agenda. In: Dies. (Hg.): Tensions of empire: colonial cultures in a bourgeois world. Berkeley: Univ. of California Press, S. 1–56.

Winkelmann, Andreas (2012): (Medizin)Geschichte: Zeugen zweier Geschichten. In: Deutsches Ärzteblatt, 109(15), A754-A755.

Sexism Reloaded

Sandra Reichert

At different times and in differing cultures, a woman's body has been idealized differently. These ideals encompassed questions concerning governance and appearance of Her body, as well as control over Her body. The answers to these questions were usually and to a large extent given from the outside hetero-male gaze. As a result, women knew how to perform „their womanhood“ in order to be recognized as one. The criteria at hand have changed - but have they really disappeared? Could one maybe talk of a different kind of „True Womanhood“, and if so, what are its requisites? Have the former ideals that were written on Her body really been 'wiped off', or have they instead maybe even become internalized to some degree? Are there new ideals, and if so whose are they? What do they symbolize? Or why do authors and writers like Natasha Walters and Laurie Penny speak about a "Return of Sexism" and of a "Meat Market. Female Flesh under Capitalism"? Both describe an extreme focus on the woman's body with an active participation of some women which leads (among others) to the question: who owns her body? Is it still a mere object that holds as much (cultural, symbolic, social and financial) capital as is attributed to? Could we speak of an internalized sexism? To what extent has She gained full authority over her body, and on the modes of its and Her representation? How is this related to the rest of Her existence? Via a comparativ) close reading of US and West-European media representations of women over time in the fields of sports/athletic activity, politics, advertisement, and art, I would like to investigate the questions: what narrative do media representations offer? To what type of Narrative do they contribute, which do they challenge? Is the term "Backlash" appropriate, or rather misleading? What kind of strategies could be used or need to be developed to counter sexism?

Last semester, I had the great privilege of conducting a so-called Q-Tutorial, which offered me the chance to invest in a topic dear to my heart: dismantling sexism. After months of preparation, I was finally about to have my first session. My initial uncertainty about whether students would be interested in my topic proved to be unnecessary: approximately 37 students showed up in the first session. While numbers dropped as the semester progressed (as they usually do), I still consider myself lucky: not only did the group consist of a stable number of 25 students, but moreover, these students took great interest in the subject, always prepared the material (texts, questions, thoughts), and – the element that I took most pleasure in seeing – engaged in lively and enthusiastic discussions with each other. To me, it was an amazing experience, and something I gained a lot from. One of the things I reflected upon during the course of the semester was that my methodology was not intersectional enough. This is what I will improve next semester, since I will again have the great pleasure to tutor a renewed and revised version of my tutorial: Sexism Reloaded: A woman's Body – A Contested Terrain. The syllabus is a work in progress: as I learned from last

semester, having a “roadmap” is without a doubt important and crucial; but to be able to work around it, to respond to students’ needs and interest, to remain flexible up to a certain degree is a necessity I would neither want to deprive myself nor fellow students of.

Something I often missed during my studies is the teaching staff connecting theory and praxis. Not because the theories are necessarily hard to understand; rather, this combination is key for pinpointing their potency, meaning and relevance outside the academia. According to the feedback I received from many participants, we managed to establish precisely this connection: with the support of the selected texts, the chosen topics, and the space and freedom to combine academic teaching/learning with personal experience, theory was given new life, and praxis was enriched and often better understood because of what the theories had to offer. The feedback I received proved how impactful my course was for my participants; it changed perspectives and perception of not only their/our society and culture, but even influenced personal relationships. As mentioned before, combining theory and praxis is not only a highly productive and sustainable teaching method: it is multifaceted.

One key concept in feminist discourse is arguably “empowerment”. I’d still like to think that this tutorial contributed to all of its members personal empowerment. The work everyone invested, be it by using moodle in order to share material, the constructive analysis of all kinds of texts, the exchange of thoughts, questions and experiences, does not only attest to the participants interest in and enthusiasm about the subject matter. Especially the last sessions’ focus on possible ways to counteract sexism in its various forms, and participants’ willingness to call into question what is often considered ‘natural’ because it has become naturalized and thus internalized, is (to my perspective) an important and first step to tread a self-determined and self-governed path.

Gesprochene Muttersprache vs. Lernersprache

Aufbau und Auswertung eines Korpus

Simon Sauer, Linda Giesel, Myriam Klapi, Daisy Krüger, Isabelle Nunberger und Oxana Rasskazova

Im Tutorium „Gesprochene Muttersprache vs. Lernersprache – Aufbau und Auswertung eines Korpus“ am Institut für deutsche Sprache und Linguistik wurden gemeinsam mit den Studierenden Sprachdaten systematisch erhoben und aufbereitet. Diese Daten wurden in einem Korpus nachhaltig und für Forschung und Lehre frei verfügbar zugänglich gemacht. Dies ermöglicht empirisch-fundierte kontrastive Analysen zur Sprache von MuttersprachlerInnen und LernerInnen des Deutschen, welche für Forschung und Fremdspracherwerb von großer Bedeutung sind.

Motivation und inhaltliche Fragestellungen

Im Rahmen der linguistischen Forschung und insbesondere im Bereich Deutsch als Fremdsprache nimmt die Untersuchung von Lernersprache eine zentrale Rolle ein. Viele Forschungsbeiträge beschäftigen sich jedoch ausschließlich mit geschriebener Lernersprache, da Ressourcen für gesprochene Sprache rar sind. Um solche Daten zugänglich und systematisch durchsuchbar zu machen, wird in der Linguistik mit Korpora gearbeitet. Es handelt sich hierbei um kontrolliert erhobene und zusammengestellte Sammlungen sprachlicher Daten. Die meisten vorhandenen Korpora beinhalten geschriebene ‚Standardsprache‘ (z.B. Zeitungssprache). Für solche Korpora gibt es bereits viele frei verfügbare computerlinguistische und korpuslinguistische Werkzeuge zur Anreicherung mit linguistischen Informationen (Annotation). Allerdings deckt geschriebene Standardsprache nur einen geringen Teil der sprachlichen Wirklichkeit ab. In den letzten Jahren gab es daher ein wachsendes Interesse an systematisch erhobenen und tief annotierten Daten zu „Nichtstandardvarietäten“, da die Strukturen in diesen Daten teilweise stark vom Standard abweichen. Dazu zählen unter anderem spontan gesprochene Sprache und Lernerdaten. Korpora dieser sogenannten Nichtstandardvarietäten sind bisher oft noch klein – außerdem fehlen Werkzeuge, die diese Daten bearbeiten können. Für das Deutsche gibt es bisher nur drei sehr kleine öffentlich zugängliche Korpora gesprochener Lernersprache, keines dieser Korpora kann weiter bearbeitet werden. Eines dieser Korpora ist das Hamburg Map Task Corpus (HAMATAC; Schmidt et al. 2010). Unter gesprochener Lernersprache werden hier kontrolliert erhobene Gespräche von fortgeschrittenen LernerInnen des Deutschen als Fremdsprache verstanden. HAMATAC besteht aus Gesprächen, in denen jeweils zwei Deutschlernende eine zielorientierte Aufgabe erfüllen.

Die Aufgabenstellung besteht darin, dass sich zwei ProbandInnen gegenseitig jeweils eine Route auf einer Karte erklären, die dann gezeichnet werden soll (vgl. Anderson et al. 1991; s. Abb. 1). Damit wird eine spontansprachliche Gesprächssituation erzeugt, welche jedoch thematisch klar abgegrenzt ist, was Vergleichbarkeit und Generalisierungen erleichtert.

Das im Tutorium aufgebaute Berlin Map Task Corpus (BeMaTaC) dient als muttersprachliches Vergleichskorpus zu HAMATAC. Den Studierenden wurde hierbei die Gelegenheit geboten, selbstbestimmt sowie praxisorientiert zu arbeiten und am Aufbau eines Korpus beteiligt zu sein. Die Motivation für den Aufbau von BeMaTaC entstand in Anlehnung und als Reaktion auf HAMATAC. Das ursprüngliche Grundgerüst des Korpusdesigns von BeMaTaC orientiert sich daher an den Strukturen von HAMATAC, welche allerdings in vielerlei Hinsicht, insbesondere für automatisierte Abfragen, unzureichend sind. Durch ein vergleichbares Korpusdesign wird mit BeMaTaC eine Ressource geschaffen, die für die Spracherwerbsforschung wesentliche kontrastive Analysen ermöglicht, ohne die beispielsweise die Vermeidung von bestimmten Konstruktionen nicht erkennbar ist. Der korpusbasierte Vergleich von Muttersprache und Lerner Sprache ist für eine Reihe von Forschungsthemen interessant, die im Tutorium diskutiert worden sind.

In dem folgenden Beispiel, in dem ein Proband seinem Gesprächspartner einen Weg auf einer Karte erklärt (siehe unten), sieht man, dass LernerInnen manchmal ungrammatische Wörter oder Formen (unter das Motorrad, Nageln) benutzen, dass sie viele ungefüllte (durch Doppelklammern mit der Längenangabe angezeigt) und gefüllte Pausen (äh) machen, dass sie manche Ausdrücke abbrechen und wieder neu anfangen (gehs/ fährst).

*gehs/ fährst du unter das Motorrad ((0,8s)) durch ((1,2s)) nach links ((1,0))
dann ((1,1s)) unter den äh
((0,8s)) Nageln*

Einige dieser Phänomene können Hinweise auf den Spracherwerbsverlauf und Interferenzen aus der Muttersprache der LernerInnen geben. Andere, wie die gefüllten Pausen, sind aber typische Phänomene der gesprochenen Spontansprache, die auch in muttersprachlicher Spontansprache häufig sind.

Forschungsfragen, die im Tutorium behandelt wurden, waren unter anderem:

1. Welche Wörter, Formen und Strukturen finden wir in spontansprachlichen Dialogen bei LernerInnen des Deutschen als Fremdsprache? Welche davon sind typisch spontansprachliche Phänomene und welche sind typische Lernerphänomene?

2. Wie kann man ein multimodales Korpus aufbauen? Welche Formate sind zu beachten?
Wie kann Nachhaltigkeit sichergestellt werden? Welche Werkzeuge gibt es?

Die Studierenden hatten die Aufgabe, eine selbst gewählte Forschungsfrage zu bearbeiten und somit erste Untersuchungen mit BeMaTaC vorzustellen. Dabei gab es kontrastive Untersuchungen zu HAMATAC und BeMaTaC, wie auch Forschungsbeiträge, die sich nur auf BeMaTaC bezogen, zum Beispiel:

3. Gibt es unterschiedliche Strategien zur Lösung von Missverständnissen oder Irrtümern zwischen MuttersprachlerInnen und LernerInnen?
4. Nähern sich die Sprechgeschwindigkeiten zwischen den GesprächspartnerInnen im Laufe des Gesprächs an?
5. Lässt sich bei MuttersprachlerInnen in subordinierenden Sätzen (Nebensätzen) ein systematisches Auftreten von Verbzweitstellung beobachten?

Erhebung der Daten und ihre technische Aufbereitung

Die Aufnahmen der ProbandInnen wurden mit Hilfe der TutorInnen und der jeweiligen studentischen Arbeitsgruppe in den schallisolierten Laboren des Lehrstuhls für Phonetik am Institut für deutsche Sprache und Linguistik der Humboldt-Universität zu Berlin mit den dafür vorgesehenen Video- und Audioaufnahmegeräten Olympus LS-11 und LS-20 erhoben. Die dabei verwendeten Karten stammen aus einem Forschungsprojekt des IDS Mannheim (Brinckmann et al. 2008). Von allen ProbandInnen wurden systematisch linguistisch relevante Metadaten durch Fragebögen erhoben.

Die Hauptaufgabe der Studierenden bestand darin, in Gruppen die Aufnahmen zu verschriften, das heißt nach genau festgelegten Kriterien zu transkribieren und weitere gemeinsam festgelegte Ebenen hinzuzufügen. Auf einer ersten Ebene der Transkription wurde die Aufnahme relativ nah am tatsächlich Gesprochenen verschriftet (dipl), während auf der zweiten normalisierten Ebene das Gesagte an die orthographische Norm (norm) angepasst und Wortgrenzen gesetzt wurden. Auf weiteren Ebenen haben die Studierenden in Äußerungseinheiten segmentiert (utt) und extralinguistische Ereignisse wie „lacht“ und „holt Luft“ (extra) annotiert. Pausen wurden auf einer weiteren dafür vorgesehenen Ebene (break) festgehalten.

Für diesen Arbeitsprozess haben die Studierenden mit der für die Linguistik sehr weit verbreiteten und frei verfügbaren Transkriptionssoftware Praat (Boersma 2010; s. Abb. 2) sowie EXMARaLDA (Schmidt/Wörner 2009) gearbeitet. Über das frei verfügbare und modular erweiterbare Konvertierungsframework SaltNPepper (Zipser/Romary 2010) wurde das Korpus in dem am Lehrstuhl für Korpuslinguistik und Morphologie

entwickelten Such- und Visualisierungssystem ANNIS (Zeldes et al. 2009; s. Abb. 3) nachhaltig zugänglich und systematisch durchsuchbar gemacht.

Die Schritte der Transkription und Annotation wurden fortwährend begleitet und im Seminar gemeinsam mit den Studierenden diskutiert. Ergebnisse und Festlegungen dieses Austausches wurden in den Transkriptionsrichtlinien für BeMaTaC ständig erneuert und transparent gemacht.

Mithilfe engagierter studentischer Mitarbeit ist es uns nun möglich, ein Korpus zu präsentieren, das ein besonders detailliertes Annotationsschema für verschiedenste Phänomene gesprochener Sprache aufzeigt. Im Unterschied zu HAMATAC wurde eine gleichbleibende Formulierung der Aufgabenstellung gewährleistet, wurden neben Audio- auch Videoaufnahmen gemacht und es wird nicht nur auf Äußerungs- sondern auch auf Wortebene segmentiert. Zusätzlich werden jeweils in unterschiedlichen Ebenen Grundformen (lemma), Wortarten (pos), extralinguistische Ereignisse und akustische Pausen annotiert.

Erweiterung und Zukunft der Daten

In einem weiteren Tutorium im Sommersemester 2013 wird der Fokus auf Lernaltersprache gelegt. Zwar bleibt das grundsätzliche Setting der Map Task von HAMATAC in BeMaTaC erhalten, doch unterscheiden sich die beiden Korpora in ihrer technischen Aufbereitung besonders in Bezug auf Multimodalität und Annotation mittlerweile so stark, dass eine neue Sammlung mit Lernerdaten sinnvoll erscheint. Ziel ist es, die neuen Daten mit identischem Korpusdesign und Transkriptionsrichtlinien aufzubereiten, um kontrastive Untersuchungen zu verschiedensten Fragestellungen zu ermöglichen.

Mehrere Studierende haben zudem vor, die im Tutorium erlernte Expertise sowie die gewonnenen Forschungsdaten ihrer Präsentationen in Abschlussarbeiten anzuwenden. Einige Studierende, die erneut am Tutorium teilnehmen, erweitern das Korpus zudem mit weiteren Annotationsebenen und stehen den zukünftigen Teilnehmenden als MentorInnen zur Verfügung.

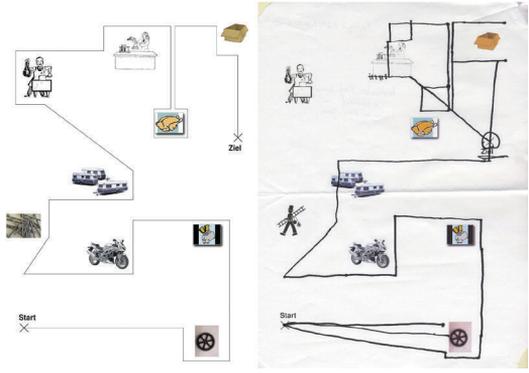


Abb.1

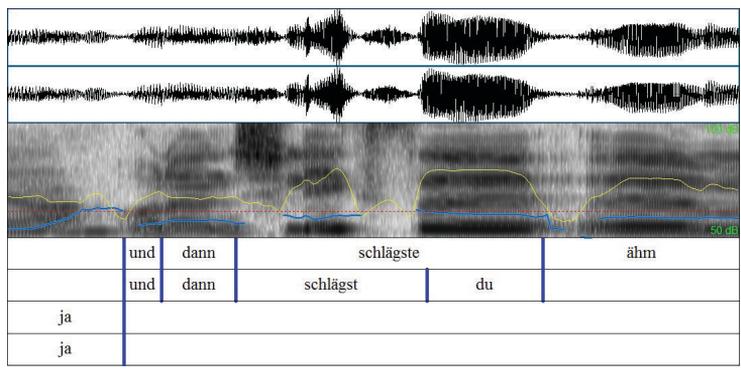


Abb.2

Search Form

AnnisQL:

Show Result History

Status: 1 match in 1 document

Corpus List

Visible: All

Name: BelMatC_L1 (12 tokens)

Search Options Export

Tutorial Query Builder Query Result

Base text Token Annotations Show Citation URL

1 Path: BelMatC_L1 > 2011-12-14-A

instructor_dipl	Selb	und	dann	schlägste	ähm	schä	schlägt	du
instructee_dipl	IS							

All items

instructor_dipl	Selb	und	dann	schlägste	ähm	schä	schlägt	du
instructor_norm	Selb	und	dann	schlägt	du		schlägt	du
instructor_lemma_cor	Selb	und	dann	schlägt	du		schlägt	du
instructor_pos	NN	KON	ADV	VVFN	PPER		VVFN	PPER
instructor_pos_cor	NN	KON	ADV	VVFN	PPER		VVFN	PPER
instructor_utt	utt							utt
instructor_repair1			RD	IR	RS			
instructor_repair2					RD	RS		
instructor_subrepair					s1	s1		
instructor_df					F1	SOF		
break	IS					IS		

Video

Abb.3

Quellen- und Literaturverzeichnis

Anderson, Anne H./Bader, Miles/Gurman Bard, Ellen/Boyle, Elizabeth/Doherty, Gwyneth/Garrod, Simon/Isard, Stephen/Kowtko, Jacqueline/McAllister, Jan/Miller, Jim/Sotillo, Catherine/Thompson, Henry/Weinert, Regina (1991): The HCRC Map Task Corpus. In: *Language and Speech* 34, S. 351-366.

BeMaTaC (2013): Webseite des Forschungsprojekts BeMaTaC. URL: <http://www.linguistik.hu-berlin.de/institut/professuren/korpuslinguistik/forschung/bematac> [abgerufen am 17.04.2013].

Boersma, Paul (2010): Praat, a system for doing phonetics by computer. In: *Glott International* 5, 9-10, S. 341-345.

Brinckmann, Caren/Kleiner, Stefan/Knöbl, Ralf/Berend, Nina (2008): *German Today: an areally extensive corpus of spoken Standard German*. In: *Proceedings 6th International Conference on Language Resources and Evaluation, LREC 2008*.

Schmidt, Thomas/Wörner, Kai (2009): EXMARaLDA – Creating, analysing and sharing spoken language corpora for pragmatic research. In: *Pragmatics*, 19, 4, S. 565-582.

Schmidt, Thomas/Hedeland, Hanna/Lehmberg, Timm/Wörner, Kai (2010): *HAMATAC – The Hamburg MapTask Corpus*.

Zeldes, Amir/Ritz, Julia/Lüdeling, Anke/Chiarcos, Christian (2009): ANNIS: A Search Tool for Multi-Layer Annotated Corpora. In: *Proceedings of Corpus Linguistics 2009*, July, S. 20-23.

Zipser, Florian/Romary, Laurent (2010): A model oriented approach to the mapping of annotation formats using standards. In: *Proceedings of the Workshop on Language Resource and Language Technology Standards, LREC 2010*.

Die Bildbestände des Späth-Archivs

Katrina Schulz und die Teilnehmer_innen des Tutoriums

Die Humboldt-Universität besitzt zahlreiche Sammlungen, zu denen auch das Späth-Arboretum, ein kleiner botanischer Garten, gehört. An das Arboretum ist ein Archiv angeschlossen, dessen umfangreiche, historische Bildbestände im Zentrum des Tutoriums standen. Im Rahmen unserer Arbeit versuchten wir nach der eingehenden Materialbergung und -sichtung die verschiedenen kulturhistorischen und wissenschaftsgeschichtlichen Bedeutungsschichten der Späth'schen Objekte freizulegen: Wie sind die Teilbestände des Archivs konkret beschaffen? Was machen die unterschiedlichen Techniken mit dem Material? Unterliegen biologische Bilder bestimmten Wahrnehmungs- und Darstellungskonventionen? Können wir die Bestände beschreiben? Welchen Eigenwert birgt die bildwissenschaftliche Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Objekten?

Das Späth-Arboretum beherbergt heute verschiedenste Sammlungsbestände. Da sie in der biologischen Lehre nur noch selten Verwendung finden oder aber von vornherein „lediglich“ zu Dokumentationszwecken angelegt wurden, sind diese zu einem großen Teil in Vergessenheit geraten, selten vollständig aufbereitet und damit auch nur schwer zugänglich. Neben einer umfangreichen Dia-Sammlung besitzt das Späth-Archiv mehrere Fotobestände, eine Karteikartensammlung, aufwändig illustrierte botanische Bücher aus der Mitte des 19. Jahrhunderts sowie eine Ausgabe des großformatigen Orchideenatlas „Reichenbachia“ (Ende des 19. Jahrhunderts). Darüber hinaus befinden sich in der Obhut des Späth-Kustoden sogenannte Blattnervatur-Präparate – diese filigranen, auf Glaträgern fixierten Blattskelette zeigen den Verlauf der Leitbündel und dienen damit unter anderem zur Einordnung von Pflanzenarten –, mehrere Teilherbarien mit zahllosen Herbarbögen und Pollenpräparate.

Nach Sichtung sämtlicher Bestände zeichnete sich recht schnell ab, dass wir im Rahmen des Tutoriums nicht alle Objektgruppen würden bearbeiten können. So beschlossen wir, uns nur einem ausgewählten Teil der Bestände zu widmen, diesen dann jedoch intensiv zu dokumentieren und zu befragen. Eine Gruppe widmete sich den Herbarbögen Gerd Krüssmanns, welcher von 1935 bis 1940 als Dendrologe am Arboretum tätig war. Ein Herbarium ist eine wissenschaftliche Sammlung getrockneter Pflanzen. Dabei ist jeweils einer Pflanzenart genau ein Herbarbogen gewidmet, auf dem die Pflanzenteile befestigt sind und kommentiert werden (vgl. Nato/Nato 1964). Die Gruppe strebte einen Vergleich der Bögen mit einem mehrbändigen Werk botanischer Buchillustrationen aus dem 19. Jahrhundert an, wobei der Fokus auf der

spezifischen Ästhetik und Wirkmacht beider Medien liegen sollte. Die andere Gruppe beschäftigte sich mit der Karteikartensammlung Gerd Krüssmanns: Im Rahmen seiner Tätigkeit als Dendrologe war Krüssmann dazu angehalten, die „Sortenechtheit“ aller Samen, die an das Arboretum geliefert und dort kultiviert wurden oder den Betrieb im Rahmen des (inter-)nationalen Samentauschs auch wieder verließen, zu gewährleisten. Die Karteikarten dienten Krüssmann zur Dokumentation, Analyse und Bestimmung von Pflanzen und Samen. Es kann davon ausgegangen werden, dass die Kartei heute nicht mehr vollständig ist. Soll sie laut Krüssmanns einst 10.000 Karten umfasst haben (vgl. Krüssmann 1980: 222), so existiert heute lediglich ein Bruchteil dieser Menge. Mitarbeiter des Arboretums wiesen zudem darauf hin, dass Gerd Krüssmann die Karteikarten als Ausgangspunkt für seine Publikationen – unter anderem über Laubgehölze und Rosen – benutzt haben soll.

Im Folgenden möchte ich anhand der bereits genannten botanischen Buchillustrationen exemplarisch die durch das Tutorium geleistete Arbeit vorstellen. Die dreizehn großformatigen Bücher zur Vegetation Schlesiens lagern derzeit in einem eher unscheinbaren, aber massiven Panzerschrank auf dem Flur der Späth-Villa in Berlin-Treptow. Die zwölf Bände, die sich den schlesischen Pflanzen und Gräsern zuwenden, sowie der eine Band, der den sogenannten Kryptogamen – also blütenlosen Pflanzen wie Algen, Flechten und Farnen – gewidmet ist, enthalten äußerst detailreiche, von Hand ausgeführte botanische Zeichnungen und werden durch ein Registerband ergänzt.

Einführenden Kurztexten in den Bänden selbst ist zu entnehmen, dass die Illustrationen sowie die sie begleitenden Texte und jene das Materialkonvolut ordnenden Inhaltsverzeichnisse in den Jahren zwischen 1827 und 1858 angefertigt wurden. Laut Mitarbeitern des Arboretums soll Oberst Johann Friedrich Weigand die Autorschaft der Bücher für sich beanspruchen können. In den USA lebende Nachfahren Weigands haben vor Jahren das Arboretum besucht. Empfangen wurden sie damals von Dr. Paul Brückner, dem ehemaligen Kustos des Späth-Arboretums. Ein auf Anraten Dr. Paul Brückners organisierter Archivbesuch in der Zitadelle Spandau brachte sodann Folgendes zutage: Oberst Weigand wurde am 26. Februar 1786 in Schweinfurt geboren († 1866). Er besuchte zunächst die Kadettenschule in Neiße, Oberschlesien, und ging dann nach Berlin, wo er seine militärische Ausbildung abschloss und später Kommandant der Zitadelle Spandau wurde. Weigand war offenbar

weder ausgebildeter Biologe oder Botaniker, noch ausschließlich Künstler. Im Rahmen seiner Ausbildung musste er jedoch unter anderem Prüfungen in Orthographie, Deutsch und Französisch sowie Mathematik ablegen; er lernte Zeichnen und Kartographieren. Seinen Tagebucheinträgen ist darüber hinaus zu entnehmen, dass er Kupferplatten radierte und Versuche unternahm, Abgüsse von antiken Medaillen herzustellen. Auch sind Besuche von Berliner Museen, der Charité und der Berliner Tierarzneischule verzeichnet (die Informationen zu den Lebensdaten und -ereignissen Weigands sind seinen Tagebuchaufzeichnungen entnommen, die im Archiv der Zitadelle Spandau lagern und zugänglich sind). Unklar bleibt zum gegenwärtigen Zeitpunkt, unter welchen Umständen die Werke in die Bestände des Arboretums gelangen konnten. Der Aufbewahrungsort mag auf den Wert der Bücher verweisen und so verwundert es umso mehr, dass ihr Inhalt bisher weder systematisch erfasst, noch wissenschaftlich untersucht wurde.

Dem botanischen Bildmaterial begegneten wir mit kunsthistorischer Methodik; wir näherten uns dem Bestand zunächst über die Beschreibung, um seine konkrete Materialität greifbar werden zu lassen. Obgleich sich die Bände insgesamt in einem guten Zustand befinden, weisen die braunen Buchdeckel und schwarzen Einbände in sämtlichen Fällen zahlreiche Abriebstellen – zumeist an den Rändern und im Bereich der Ecken – auf. Dies lässt vermuten, dass die Bücher einst in Gebrauch gewesen waren, mag aber auch ihrem Alter sowie der Lagersituation geschuldet sein. Jedem Band, dessen Seiten jeweils 22 x 36 cm messen, ist ein tabellarisches, in Tinte ausgeführtes und von Hand gezogenes Inhaltsverzeichnis vorangestellt. Während der Tabelle auf dem ersten Registerblatt stets derselbe kurze erläuternde Text zu Ort und Zeitpunkt der Entstehung der Bücher vorangestellt ist, sind die restlichen Tabellenseiten lediglich knapp mit dem Wort „Fortsetzung“ überschrieben. Die Register weisen pro Band ca. 400 bis 500 Einträge auf. Die einzelnen Einträge sind jeweils durchlaufend nummeriert und nach Arten sowie innerhalb einer Art nochmals alphabetisch geordnet. Jedem Eintrag ist die Nummer jener Tafel zugeordnet, auf welcher die Pflanze zu finden ist. Dabei orientiert sich die Nummerierung nicht an der linearen Abfolge der einzelnen Bildtafeln; der erste Eintrag entspricht nicht der ersten Bildtafel. Vielmehr gibt es Sprünge in den „Seitenzahlen“. Darüber hinaus lassen sich nicht selten mehrere Einträge für eine Tafelseite entdecken, sind also vermutlich mehrere Arten auf einer Tafel „porträtiert“. Mitunter finden sich Zwischeneinträge in und Randnotizen an den Verzeichnissen, was auf eine nachträgliche „redaktionelle“ Tätigkeit

schließen lässt oder zumindest die fortwährende Revision der Bände durch ihren Autor nahelegt.

Die Tafeln des Abbildungsteils folgen prinzipiell dem gleichen Aufbau. Ein hochformatiges Bildfeld, 17,5 x 22 cm groß, nimmt die oberen zwei Drittel der Seite ein. In der Regel ist ein solches Bildfeld einer Art gewidmet. Zuweilen werden zwei oder mehrere Arten auf einem Blatt gegenübergestellt. Die Tableaus sind in Farbigkeit und Detailreichtum sehr unterschiedlich. In den meisten Fällen zeigt ein Bildfeld die Pflanze als Ganzes sowie kleinere schematisierte Darstellungen – Begleitzeichnungen –, die sich Details und Vergrößerungen unterschiedlicher Aspekte des Pflanzenkörpers widmen. Sichtbar werden gelegentlich auch Unterzeichnungen, die ebenfalls mit Tinte ausgeführt wurden, aber ungleich dünner und blasser sind. Auch finden sich zum Teil Tafeln, die bereits „präpariert“ sind, aber in denen noch keine Zeichnung realisiert wurde. Oder man trifft auf solche, die noch nicht vollendet wurden – wobei Bemerkungen im Bildfeld bereits auf die nächsten Arbeitsschritte hindeuten. In der Art und Weise, wie sie das Bildfeld nutzen, sind die Tafeln sehr heterogen. Teilweise wird die Zeichnung der Pflanze in das Bildfeld eingepasst, das heißt geknickt, gedreht oder quer über das Feld gelegt. Durch Schraubungen, Drehungen und Andeutungen von Schatten wird hier der Versuch unternommen, Räumlichkeit zu suggerieren. In anderen Fällen ragen einzelne Pflanzenteile über die Begrenzung des Bildausschnitts hinaus, wird mit dem Raster der Tafel also gebrochen.

Links oberhalb des Bildfeldes ist die Klasse der gezeigten Pflanze nach Linné vermerkt. Dem gegenübergestellt befindet sich jenseits der rechten oberen Ecke des Bildfeldes die Einheitsbeschriftung „Tafel Nr.“, auf welche die Nummer der Bildtafel folgt. Mittig unter der Zeichnung ist ähnlich einer Bildunterschrift der wissenschaftlich-botanische Artname der entsprechenden Pflanze zu lesen. Dem hintenangestellt ist jeweils noch der Name der Person vermerkt, auf welche die Erstbeschreibung und folglich die Namensgebung der Pflanze zurückgeht. Handelt es sich um eine Darstellung mehrerer Arten werden die unterschiedlichen Namen mittels Großbuchstaben – A, B etc. – kenntlich gemacht. Die Bildunterschrift fungiert gleichsam aber auch als Titel für die ganze Seite: Sie ist durch eine größere Schriftform eindeutig hervorgehoben und setzt sich dadurch von den anderen textlichen Anteilen deutlich ab. Unter der Über-/Unterschrift befinden sich der Gebrauchsname der Art sowie eine knappe Erklärung dessen, was abgebildet ist. Es finden sich Angaben dazu, welche Teile der Pflanze gezeigt werden, zum Maßstab der Abbildung, dem

Fundort des entsprechenden Lebendexemplars und – sofern nicht nach einem Lebendexemplar gearbeitet wurde – dazu, nach welcher Vorlage die Zeichnung entstand. Der Textabschnitt ergänzt die überwiegend visuellen Informationen der Zeichnung durch sprachliche Fakten. Daran an- und das Seitenensemble nach unten hin abschließend steht in sämtlichen Fällen eine Art tabellarische Aufzählung. Mit jedem nummerierten Eintrag korrespondiert eine Nummer im Bildfeld, die ihrerseits einem Aspekt der Pflanzenzeichnung zugeordnet ist. Die beschreibenden Textfragmente fungieren so als kurze Anleitungen zum richtigen „Sehen“ der Bildobjekte. Diese „Legende“ ist allerdings keine bloße Ansammlung von Stichpunkten. Sie mutet interessanterweise vielmehr wie ein Prosatext an, ist sie doch zeilenübergreifend zu lesen. In einigen Fällen befinden sich zusätzlich aufgereiht am unteren Seitenrand alternative Namen für die porträtierten Pflanzen, das heißt jene Synonyme, unter denen sie auch im vorgelagerten Inhaltsverzeichnis zu finden wären.

Zweifelsohne besteht einer der interessantesten Aspekte der Bände in der Verbindung zeichnerischen Könnens und biologischen Fachwissens. Angesichts des Variantenreichtums der Pflanzendarstellungen mag man sich fragen, woher der Künstler-Autor seine Bildfindungen und Anregungen zur zeichnerischen Dynamisierung der Pflanzenformen nahm. Obgleich in den meisten Fällen ein konkreter Fundort der Pflanze angegeben wird, ist zu vermuten, dass die Darstellung nicht ausschließlich nach Originalen erfolgte. Inwiefern beeinflusst also das eigene Bildgedächtnis hier die künstlerische Umsetzung der realen Pflanze? Weigand konnte auf eine lange (inter-)nationale Tradition botanischer Illustration zurückblicken und aus dieser schöpfen. Auch gab es bereits zahlreiche Projekte, die wie Weigands Pflanzenatlas eine Kartierung des Pflanzenbestandes einer Region anstrebten (vgl. Knapp/Magee 2004; Nissen 1966). Die Bände stoßen aber auch Fragen zum Medium der botanischen Zeichnung selbst an. Handelt es sich um eine idealisierte Darstellung und welchen Mehrwert mag sie in ihrer Entstehungszeit gehabt haben? Die räumliche Engführung und argumentative Zuspitzung mehrerer Bildelemente legt die Vermutung nahe, die Illustrationen seien für ein interessiertes und vor allem sachkundiges Publikum gefertigt worden. Gleichzeitig verweisen die Ästhetik und die Nennung des Gebrauchsnamens sowie Hinweise auf die Verwendung der Pflanze aber auch auf den Nutzen der Bücher für ein fachfremdes Publikum. Zuletzt sind die Zeichnungen im Kontext des heutigen Umgangs mit botanischen Illustrationen interessant. In der biologischen Lehre oder wissenschaftlichen Forschung werden sie

heutzutage nicht mehr als wissenschaftliche Objekte herangezogen. Welches Wirklichkeits- und Objektivitätspotential wurde den Zeichnungen in ihrem ursprünglichen Kontext zugesprochen und wie hat sich das Verhältnis ihnen und ihrer Aussagekraft gegenüber im Laufe der Zeit verändert? Eine zeitgenössische Bedingtheit des Objektivitätsbegriffs und sein historisches Gewordensein wird seit den Veröffentlichungen von Lorraine Daston und Peter Galison weitgehend anerkannt: Die Zuschreibung von Objektivität unterliegt kulturellen sowie disziplinären Praktiken und ist abhängig von medialen Techniken (vgl. Daston/Galison 2002). Was uns heute vermutlich als nicht „angemessen objektiv“ erscheint, mag zu früheren Zeiten durchaus als objektiv gegolten haben. Die visuellen und narrativen Strategien, derer sich Weigand bedient, geben Auskunft über eine bestimmte wissenschaftliche Praxis und stoßen wissenschaftshistorische Fragen an. In der Zusammenschau mit den anderen Teilbeständen zeigen sich – natürlich mit jeweils medienspezifischen Besonderheiten – zudem visuelle Kontinuitäten. Es ist dieses Nebeneinander von historischer Bedingtheit einerseits und der Wiederkehr bestimmter visueller Motive in den Naturwissenschaften andererseits (vgl. Bredekamp/Schneider/Dünel 2008), das in Hinblick auf den Objektivitätsbegriff und unseren heutigen Umgang mit den Beständen besonders interessant scheint.

Literaturverzeichnis

- Brekamp, Horst/Schneider, Birgit/Dünel, Vera (Hg.) (2008): Das technische Bild. Kompendium zu einer Stilgeschichte wissenschaftlicher Bilder. Berlin: Akademie Verlag.
- Daston, Lorraine/Galison, Peter (2002): Das Bild der Objektivität. In: Peter Geimer (Hg.): Ordnungen der Sichtbarkeit. Fotografie in Wissenschaft, Kunst und Technologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 29–99.
- Knapp, Sandra/Magee, Judith (2004): Einführung. In: Sandra Knapp: Das Blütenmuseum. Wo Kunst und Wissenschaft sich zauberhaft vereinen. München: Frederking & Thaler, S. 10–26.
- Krüssmann, Gerd (1980): Zur Geschichte der dendrologischen Abteilung der ehemaligen Baumschule L. Späth. In: Walter Vent (Hg.): 100 Jahre Arboretum (1879–1979). Berlin: Humboldt-Universität, S. 215–224.
- Nato, Günther/Nato, Ingrid (1964): Herbarttechnik. Wittenberg: Ziemsen Verlag.
- Nissen, Claus (1966): Die botanische Buchillustration. Ihre Geschichte und Bibliographie. Stuttgart: Hiersemann.

An Approach to Developing a Constructive Feedback Culture Among Peers or: Why Feedback is not Criticism

A whole body is only as good as a single element.

Desiree Sernau

Der Artikel stellt die Ergebnisse des Tutoriums "Entwicklung von konstruktiver Feedbackkultur unter Peers mithilfe von (Selbst)Videografie" vor. Nachdem einleitend die Bedeutung von Feedbackkultur für zwischenmenschliche Kommunikationsprozesse erläutert wird, stellt die Verfasserin und Tutorin anschließend die Forschungsfragen vor. Im weiteren Verlauf werden die zwei Phasen des Tutoriums beschrieben und Kernbausteine des Tutoriums genannt. Kommunikationstheoretische Aspekte und die praktische Anwendung und Vertiefung dieses Wissens gehen dabei Hand in Hand. Im dritten Schritt wird das im Rahmen des Tutoriums entwickelte Modell zur konstruktiven Feedbackkultur mit seinen drei Dimensionen dargestellt. Am Beispiel der Generalisierung wird aufgezeigt, dass alle drei Dimensionen des Modells miteinander interagieren. Besondere Betonung erhält die Erkenntnis, dass Feedback nicht einfach Kritik ist, sondern vielmehr einer grundlegenden Einstellung – basierend auf einem entsprechenden Menschenbild – bedarf. Der positive Beitrag zur Persönlichkeitsentwicklung und der positive Einfluss auf das Kommunikationsverhalten aller Teilnehmenden sowie die Vorteile der Videografie werden aufgeführt. Abschließend wird betont, dass dieses Modell gruppenspezifisch an den Kontext angepasst werden muss. Im Rahmen eines weiteren Tutoriums soll das Modell versuchsweise in der Lehrer_innenbildung angewandt werden.

On the Meaning of Feedback and Feedback Culture

Presenting, teaching, debating – whatever the area, interaction and communication take place everywhere. People want and need to interact with one another in order to achieve individual or organizational goals. Therefore, it can be assumed that people want to communicate successfully. However, often these processes are not successful, stir up irritation and sometimes even result in conflicts. Within the broad field of communication, feedback is an element that can improve individual and group communication patterns. These patterns, though, are only valid for feedback that is based on the willingness to be constructive. Individual and organizational performance will only improve if feedback is constructive.

For this reason It requires comprehensive enhancement of different aspects of interpersonal communication as well as the development of improved feedback criteria. In this context the most important questions that need to be addressed and answered are: What does feedback exactly mean? What implies feedback culture? How and when should constructive feedback be given? Moreover, what are the constituents of a constructive feedback culture among peers? The term constructive refers to both, the ways in which

feedback is given and received, as well as the effects feedback might have on the communicators involved.

Aspects of Training for Feedback Culture

For an entire semester students of different academic backgrounds focused on these questions. The participants' presentations and the following feedback given by their peers were recorded on video. Afterwards these videos were analysed to develop a useful feedback culture. However, before reaching this stage, all participants spent time on theoretical issues of communication and reflected (on) individual communication patterns, making use of models such as the Four-sides Model of Schulz von Thun, the Jahori-Window by Luft and Ingham, the Iceberg Model or the Concept of Nonviolent Communication (NVC) by Marshall Rosenberg. During the second part of the seminar, which was entirely dedicated to the spirit of enhanced discovery learning, the participants focused on the identification of structural constituents and the development of content-related criteria for giving and receiving feedback. At this stage our work was mainly based on the videos. They actively applied their knowledge of communication theories, thus not only being able to practice but also having the opportunity to deepen their understanding of the theoretical input they had received before. This process was accompanied by several assignments that invited the participants to reflect on their own perception, observations and assumptions.

Results: A Model for Constructive Feedback Culture and Increased Awareness

In terms of the course results, it is possible to point out two key issues. First of all, formal findings concerning the questions on feedback culture can be presented. Secondly, the participants' capacity for constructive communication improved.

During the process, an approach to constructive feedback culture was developed. Dealing with the question of the whole concept of feedback and feedback culture, we were able to identify three dimensions: the mode, the content and personal competencies (see figure). All three are not detached from each other but instead overlap in many ways. An example might help to illustrate this point: Generalisations are not very helpful. Often, though, it is rather difficult to avoid generalisations when giving feedback. It requires a profound understanding of the content, must stick to predefined criteria, and depends on personal competencies such as empathy or perspective taking

skills. “Not sticking” to such criteria and struggling with empathy might lead to generalisations which are neither sensitive (wrt mode) nor useful (wrt content). Consequently, this feedback would not be constructive. In addition to these identified dimensions and criteria the different contexts in which feedback might be given, we also discussed the adaption of criteria with regard to context.

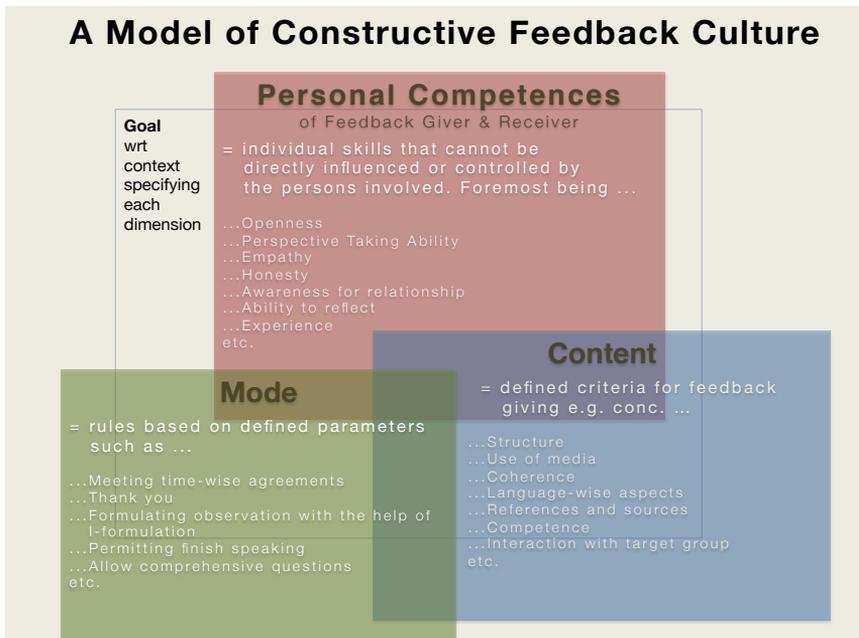


Abb.1: Model of Constructive Feedback Culture.

One of the core findings was that feedback does not necessarily mean criticising another person. Feedback and constructive feedback culture are a question of attitude. Constructive feedback is meant to support the receiver, not to impose the feedback giver’s values onto them. In practice, this means for example that the feedback giver should put emphasis on observation and the constructive phrasing of these observations. In turn the feedback receiver needs to be able to accept the feedback as a more or less subjective observation of their own performance. The receiver is invited to assess the importance of the giver’s feedback for his or her own personal development. He or she needs to find their own position in relation to what has been said. Both participants need to be concerned with the question of responsibility; they should take into account that the exchange of feedback is as much about their own feelings and self-confidence as it is about the recognition of others’ feelings and needs.

Frequently rules of feedback are established. These rules should only be applied, though, when they conform to the concept of “constructivism”, the most important aspect of feedback culture. Moreover, constructive feedback culture among peers has nothing to do with performance-related evaluation. However, this cannot be easily adapted. It needs to be trained, applied daily and reflected regularly. Hence, as a second output of the course, all participants showed an increased awareness with regard to communication behaviour and its underlying dynamics. It can be said that all participants benefitted from the training as far as their communicative capacity to act is concerned. I would like to think, though, that the course also contributed to their lifelong learning. They became aware of the need for rules for constructive feedback and the necessity of determining specific criteria according to which feedback is given.

Conclusion and Prospects

During the seminar a model for constructive feedback culture among peers was developed. Video as a micro-teaching method was identified as a useful tool for objective and timeless observation. Furthermore, participants stated helpful insights into their own performance. All participants can benefit from a course dealing with questions of feedback and feedback culture. Regardless of the subject students improve their interpersonal communication patterns and thus contribute towards the avoidance of destructive interaction in daily life. They furthermore experience hands-on how they can improve their own performance. It seems that focus needs to be above all on the enhancement of personal competencies. This is much more important than the mode or content being clarified rather fast. Taking the learning theories of constructivism into account, feedback that is meant to be constructive and thus a concept of feedback culture is only able to develop slowly, over time and, as stated before, with regular training focusing on the reflection of one’s own communication behaviour. Only if this is the case will the participants benefit.

Feedback culture as a whole needs to be developed in relation to the context. That means that every group needs to develop specific criteria and rules for giving and receiving feedback. However, the theoretical framework that was developed during the course, might be helpful to identify and structure the group’s need.

In conclusion, the formal training that was performed supports the improvement of general and informal feedback behaviour. It enables the

transfer to many daily situations, regardless of the context. Constructive feedback culture becomes a significant element of a more general constructive communication culture. Finally, this tutorial enhances the empowerment of single elements and thus contributes to continuous interaction and communication and continual personal growth.

Findings are to be tested and explored in future trainings with focus on teacher trainees. Moreover, it is also planned to present this model in academic teaching courses and schools. Various studies show the need for improved feedback competencies within the teaching environment (e.g. Hosenfeld/Helmke 2008; Runhaar/Sanders/Yang 2010, Tang/Harrison 2011). With this in mind, the developed model will be reviewed in another seminar focusing on teacher trainees and teaching next winter term 2013/14.

Quellen- und Literaturverzeichnis

- Bastian, Johannes/Combe, Arno/Langer, Roman (2007): Feedbackmethoden. Erprobte Konzepte, evaluierte Erfahrungen. Weinheim: Beltz.
- Fengler, Jörg (2009): Feedback geben. Strategien und Übungen. Weinheim: Beltz.
- Schulz von Thun, Friedemann (1981): Miteinander reden: Störungen und Klärungen. Psychologie der zwischenmenschlichen Kommunikation. Reinbek: Rowohlt.
- Helmke, Andreas et. al. (2007): Die DESI-Videostudie. Unterrichtstranskripte für die Lehrerbildung nutzen. In: Der Fremdsprachliche Unterricht Englisch, 90, 41, S. 37–45.
- Hosenfeld, Anette/Helmke, Andreas (2008): Welche Rolle spielen Lehrpersonenmerkmale für eine erfolgreiche Nutzung von Feedback in Form von Unterrichtsvideos? In Eva-Maria Lankes (Hg.): Pädagogische Professionalität als Gegenstand empirischer Forschung. Münster: Waxmann, S. 47–60.
- Landwehr, Norbert (2007): Grundlagen zum Aufbau einer Feedbackkultur: Konzepte, Verfahren und Instrumente zur Einführung von lernwirksamen Feedbackprozessen. Bern: h.e.p.
- Luft, Joseph/Ingham, H. (1955): The Johari Window, a Graphic Model of Interpersonal Awareness. In: Proceedings of the Western Training Laboratory in Group Development, 5, 1, S. o.A.
- Marzano, Robert J. (2011): The Perils and Promises of Discovery Learning. In: Educational Leadership, 1, 69, S. 86–87.
- Pedler, Mike (1994): Action Learning in Practice. Aldershot: Gower.
- Runhaar, Piety/Sander, Karin/Huadong, Yang (2010): Stimulating Teacher's Reflection and Feedback Asking. An Interplay of Self-Efficacy, Learning Goal Orientation, and Transformational Leadership. In: Teaching and Teacher Education, 26, S.1154–1161.

- Reich, Kerstien (Hg.): Methodenpool. URL: <http://methodenpool.uni-koeln.de> [abgerufen am 11.04.2013].
- Rosenberg, Marshall B. (2010): Gewaltfreie Kommunikation. Paderborn: Jungfermann.
- Rosaen, Cheryl L. et. al. (2008): Noticing Noticing. How Does Investigation of Video Records Change How Teachers Reflect on Their Experiences? In: *Journal for Teacher Education*, 59, S. 347–360.
- Schratz, Michael/Iby, Manfred/Radnitzky, Edwin (2000): *Qualitätsentwicklung*. Weinheim: Beltz.
- Tang, Jinlan/Harrison, Colin (2011): Investigating University Tutor Perceptions of Assessment Feedback. Three Types of Tutor Beliefs. In: *Assessment & Evaluation in Higher Education*, 5, 36, S. 583–604.

„Der Zeitgenosse hat keine Perspektive“

Lebensgeschichtliche Aspekte der DDR-Forschung vor 1989

Meta Stephan und Chris Vogelsänger

Das Tutorium hat sich mit der Methodik der Oral History einen Zugang zu einer Erfahrungsgeschichte deutsch-deutscher Geisteswissenschaften erarbeitet. Dabei stand exemplarisch die Durchführung zweier lebensgeschichtlicher Forscher-Interviews – ein Zeithistoriker aus der DDR und ein DDR-Forscher aus der Bundesrepublik – im Zentrum. In den biographischen Narrationen der Forscher, deren Gegenstand mit der letzten großen Zäsur des 20. Jahrhunderts von der Landkarte verschwand, sollten „Erfahrungsräume“ erschlossen und rekonstruiert werden. Zur Vorbereitung der beiden lebensgeschichtlichen Interviews erarbeiteten wir im Tutorium die Methodik der Oral History, fragten nach der Besonderheit biographischer Erinnerungen und betrachteten den wissenschaftshistorischen Kontext der DDR-Forschung. Die Interviews wurden von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern geführt und aufbereitet. In einer abschließenden Runde sollten mögliche Zugänge zum Interview als historische Quelle vorgestellt werden.

„Sollte – oder vielleicht auch kann – man über Geschichte schon schreiben, während sie noch qualmt?“ (Tuchman 1982: 31) Ihre eigene Frage beantwortet die US-amerikanische Journalistin und Historikerin Barbara Tuchman 1964 mit einem klaren Nein: „Der Zeitgenosse hat keine Perspektive“ (ebd.: 34). Widmet man sich dagegen der aktuellen (Hoch-)Konjunktur der Zeitgeschichte in Deutschland, so erschallt ein vielstimmiges Ja. Die immer wieder zitierte Definition der Zeitgeschichte als „die Epoche der Mitlebenden und ihre wissenschaftliche Behandlung“ (Hans Rothfels) scheint die reflexionsbedürftige Rolle des Zeithistorikers in die Kunstfigur des „professionellen Mitlebenden“ aufzulösen. So ist der Zeithistoriker auch immer Miterlebender seines Untersuchungsgegenstandes oder zumindest der geschichtskulturellen (Be-)Deutungsverhandlungen. Wie sich diese doppelte Rolle in der zeithistorischen Arbeit auflöst, bleibt noch heute eine offene Frage. Die Versuche den spezifisch fachlichen Zugang zur Zeitgeschichte von den Kategorien der „Primärerfahrung“ und der „Erinnerungskultur“ zu trennen kommen nicht umhin, das Spannungsverhältnis der Wissenschaft zwischen „Zeiterfahrung“ und „Zeiterforschung“ bestehen zu lassen (Hockerts 2001: 15-30). In der Verquickung von Person und Werk, die der zeithistorischen Arbeit ihre zeitgebundene Dimension auferlegt, sehen sich ganze Traditionslinien der deutschen Geschichtsschreibung dem Vorwurf ausgesetzt, ihren Dienst als „Legitimationswissenschaft“ abgeleistet zu haben. Legitimierende Funktion habe nicht nur die parteiliche Historiographie in Hinblick auf die Verwirklichung der sozialistischen Utopie in der DDR

erfüllt. Datiert man den Beginn der deutschen Zeitgeschichte etwas weiter zurück, so begegnet schon der preußisch-deutschen Historiographie der Vorwurf, man habe zuvörderst auf die kleindeutsche Nationalstaatsgründung von 1871 hingeschrieben. Auch die feuilletonistischen Wortmeldungen der „Dritten Generation Ost“, die an der gegenwärtigen DDR-Zeitgeschichte eine Delegitimierung ihrer Lebenserinnerungen beklagen, verdeutlichen, wie erklärungsbedürftig die wissenschaftliche Behandlung der nahen Vergangenheit aus der Wahrnehmung der Mitlebenden ist (vgl. Staemmler 2011).

Die öffentlichen wie fachlichen Debatten illustrieren, dass die Verbindung zwischen Person und Werk in der Geschichtswissenschaft weiterer Betrachtung bedarf. Will man sich abseits oberflächlicher biographischer Kurzschlüsse dem Wirken der einzelnen Wissenschaftler in ihrer Doppel-Existenz als Zeitzeugen und Zeithistoriker nähern, so eröffnet sich ein nicht geringes Quellenproblem. Neben den eigentlichen historiographischen Arbeiten fehlt es – mit wenigen autobiographischen Ausnahmen – an Zugängen zum privaten Leben und dem Arbeitsalltag der Forschenden. Die Oral History als „interdisziplinäres Forschungsfeld“, das einem zugleich in der Interviewführung als „Methode“ und in ihrem Produkt als „Quelle“ entgegen tritt (Obertreis/Stephan 2009: 1), bietet dabei einen Beitrag zum Erschließen dieser „Erfahrungsgeschichte“. So sollte man den ursprünglichen Anspruch der Oral History in Deutschland, den Alltag derjenigen zu rekonstruieren, die wenig bis keine schriftlichen Quellen produziert haben, um eine Perspektive auf den Arbeitsalltag der Deutungseliten erweitern. Lebensgeschichtliche Interviews mit Zeithistorikern können dabei zum einen „soziale und kommunikative Netze und Beziehungen“ (ebd.: 10) der alltäglichen Arbeit erschließen und zum anderen die Frage nach der Konstruktion von Erinnerung und Identität stellen. Letzteres stellt aber zugleich die größte Herausforderung der Oral History da. Erinnerungen sind immer gegenwartsbezogen, das heißt „hochgradig selektive und von der Abrufsituation abhängige Rekonstruktionen“, die immer wieder neu zusammengesetzt werden (Erl 2005: 7). Neben diesem universellen Problem der Oral History steht man bei Interviews mit Historikern vor weiteren Herausforderungen. Versteht sich der Interviewte weniger als „Experte seines Lebens“, sondern in erster Linie als Experte des zeitlichen Kontextes, verschließt er sich womöglich der eigentlichen Lebenserzählung und verbleibt im historischen Argumentieren. Die Erinnerungsarbeit der Personen an historischen Zäsuren bleibt dann vordergründig dem professionellen Feld

verhaftet und meidet das Persönliche.

Die Erforschung der DDR vor der Zäsur des Jahres 1989 fristete in beiden deutschen Staaten ein Dasein am Rande des wissenschaftlichen Feldes. Wohl keine zeithistorische Forschung – wobei die DDR-Forschung der Bonner Republik vor allem in den Politik- und Sozialwissenschaften beheimatet war – fand sich in einer derart prekären Lage wieder. So schrieb die Partei in der DDR-Zeitgeschichte nicht nur über Kontrollmechanismen wie Archivzugang und Gutachtenpraxis mit, sondern erschuf ein „diskursives Gebäude“ mit ganz eigenem „Objektivitätsbegriff“ (Sabrow 2006: 33). Der historische Diskurs des SED-Staates stellt sich als „Herrschaftsdiskurs“ da, der eine „künstlich erzeugte ‚Normalwissenschaft‘“ hervorbrachte (ebd.: 32). In dieser Sinnwelt besaßen die im Westen diskreditierten Forschungsergebnisse eine heute schwer nachvollziehbare Plausibilität. Die DDR-Forschung der Bundesrepublik war ein von den politischen Lagern geprägter und finanzierter Wissenschaftsbereich. Sowohl unter den Kollegen als auch in der Öffentlichkeit sah man sich im Westen wie im Osten dem Vorwurf der „Zeitungsgeschichte“ ausgesetzt. Kein anderer Wissenschaftsbereich des 20. Jahrhunderts auf deutschem Boden war derart Spielball der Tagespolitik. Die deutsch-deutsche Teilung, Abgrenzung und Annäherung harrten der Erforschung und bestimmten zugleich das private Leben der Wissenschaftler. Mit dem Ende des Sozialismus auf deutschem Boden und dem damit ermöglichten Zugang zu den Archiven errang das Thema DDR-Geschichte im Feld der deutschen Zeitgeschichte auf einmal eine führende Position. Für die alte DDR-Zeitgeschichte wurde die neue Forschung zum Tribunal über die bisherige Arbeit und die eigene fachliche Zukunft. Die sozialistische Zeitgeschichte war an sich als bloße SED-Historiographie diskreditiert. Der westdeutschen DDR-Forschung wurde ihre Prognoseunfähigkeit zum Ende der DDR und ihr Hang zur Verharmlosung der sozialistischen Diktatur vorgeworfen (vgl. Hüttmann 2007: 672). Nur wenige schafften es, mit ihrer Arbeit in einer der neuen Institutionen, am offiziellen DDR-Bild mitzuschreiben. Andere fanden sich in einem begrenzten Milieu-Diskurs wieder oder wechselten gleich ganz das Thema.

So bietet sich die DDR-Forschung des geteilten Deutschlands vielleicht gerade in ihrer ganzen Spezifik für einen Blick auf die Konstitution des „professionellen Mitlebenden“ in der Zeitgeschichte an. Die Frage, ob ein „Zu-Viel“ an persönlicher Perspektive mit einem „Zu-Wenig“ an historischer Perspektive korreliert, mag mit dem Ansatz der Oral History nur unzulänglich

beantwortet werden können. Die Interviews mit einzelnen Forschern geben uns über die narrativen Konstruktionen zu allererst einen Einblick in ihre (auto-)biographische Identitätsarbeit und gegenwärtige Verortung. Daneben kann ein Interview Antworten hervorbringen auf Fragen, die gar nicht gestellt wurden und somit neue Perspektiven aufwerfen (vgl. Niethammer 1985). Im „empathischen Verstehen“ der Arbeitssituation eröffnen sich darüber hinaus neue Blickwinkel, die ergänzt durch weiteres Interview- und Quellenmaterial zu einer Rekonstruktion des wissenschaftlichen Arbeitsalltags führen können. Wenn man einen Blick darauf erhält, unter welchen Bedingungen und in welcher Atmosphäre Fragestellungen entwickelt und bearbeitet wurden lässt sich die Frage nach der in den „Zeitgeschichten“ abgelagerten „Erfahrungsspuren“ wohl erst beantworten.

Quellen- und Literaturverzeichnis

- Erl, Astrid (2005): Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung. Weimar: Metzler, S. 13-39.
- Niethammer, Lutz (1985): Fragen – Antworten – Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History. In: Ders./Alexander von Plato (Hg.): „Wir kriegen jetzt andere Zeiten.“ Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960. Band 3. Berlin/Bonn: Dietz Verlag, S. 392-445.
- Hockerts, Hans Günter (2001): Zugänge zur Zeitgeschichte: Primärerfahrung, Erinnerungskultur, Geschichtswissenschaft. In: APuZ 28 (2001), S. 15-30.
- Hüttmann, Jens (2007): „De-De-Errologie“ im Kreuzfeuer der Kritik. Die Kontroversen um die „alte“ bundesdeutsche DDR-Forschung vor und nach 1989. In: Deutschland Archiv 2007, H. 4, S. 671-681.
- Obertreis, Julia / Stephan, Anke (2009): Erinnerung, Identität und „Fakten“. Die Methode der Oral History und die Erforschung (post) sozialistischer Gesellschaften (Einleitung). In: Dies. (Hg.): Erinnerungen nach der Wende. Oral History und (post)sozialistischer Gesellschaften. Essen: Klartext Verlag, S. 9-36.
- Sabrow, Martin (2006): DDR-Geschichtswissenschaft als Herrschaftsdiskurs. In: Christiane Brenner u.a. (Hg.): Geschichtsschreibung zu den böhmischen Ländern im 20. Jahrhundert. Wissenschaftstraditionen – Institutionen – Diskurse. München: Oldenbourg, S. 25-43.
- Staemmler, Johannes (2011): Wir die stumme Generation. In: Die Zeit 18.08.2011.
- Tuchman, Barbara (1982): Wann ereignet sich Geschichte? In: dies.: In Geschichte denken. Essays. Düsseldorf: Claassen, S. 31-39.

Innovatives Vermehrungsverfahren urbaner Gehölze

Wissenschaftliche Erprobung und Dokumentation eines Hot Callus Grafting-Verfahrens

Christoph von Studzinski

Die Vermehrung winterdormater Gehölze durch Veredlung stellt seit jeher eine besondere Herausforderung dar. Dennoch sind in der Vergangenheit kaum Verfahrensverbesserungen unternommen worden. Das Verfahren des Hot Callus Grafting (HCG) stellt in dieser Hinsicht ein Novum dar. Im Rahmen des Tutoriums: „Innovatives Vermehrungsverfahren urbaner Gehölze“ sollte am Beispiel dieses Verfahrens, die Wirkung von gezielten Wärmegaben auf die Verheilung von Veredlungswunden wissenschaftlich überprüft werden.

Am Fachgebiet Urbane Ökophysiologie der Pflanzen der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin sind in der Vergangenheit erfolgreich innovative Projekte zur Erhaltung besonderer Gehölzindividuen und -populationen durchgeführt worden. Die Erhaltungsmaßnahmen haben unterschiedliche Ziele. Zum einen ist, bedingt durch den Klimawandel, mit einer baldigen Änderung der Ansprüche an Gehölze für den urbanen Raum zu rechnen, denen die momentanen Gehölzsortimente nur bedingt gerecht werden, zum anderen ist eine Trendwende in der Nutzung von Gehölzen in der Stadt zu erkennen. Neben klassischen Straßenpflanzungen gewinnt die Verwendung von Containergehölzen an Bedeutung. Anders als in der freien Landschaft sind städtische Standorte durch Bodenversiegelung, Überwärmung, unnatürliche Böden und Bodenprofile sowie Mangel an Bodenluft, Wasser und Nährstoffen gekennzeichnet. Hinzu kommen Belastungen durch Streusalz, Schadgase und potenzielle Verletzungsgefahren für Wurzel, Stamm und Krone (vgl. Balder 2007: 29). Gehölzvermehrungsverfahren müssen sich nach ihrer Anpassbarkeit an diese sich schnell verändernden Bedingungen bewerten lassen und den allgemeinen Ansprüchen an Gehölze in der Stadt gerecht werden (vgl. Dirr/Heuser 2009: 7). Ein Ansatz der schon in der Vergangenheit genutzt wurde, um eine schnelle und effiziente Anpassung zu erzielen, ist die Anwendung von xenovegetativen Vermehrungsverfahren zur Vermehrung von Gehölzen. Diese Vermehrung von Gehölzen durch Veredlung bietet viele Vorteile. Neben der Sortenechtheit kann durch die Wahl der richtigen Unterlage auch eine gezielte Anpassung an die Standortbedingungen erfolgen. Darüber hinaus ist das Verfahren als einziges vegetatives Vermehrungsverfahren im Winter durchführbar und bietet damit ein besonders hohes Rationalisierungspotential, welches sich über das traditionelle Vorgehen hinaus, durch den Einsatz

des HCG-Verfahrens, steigern lässt. Allerdings treten bei der Anwendung xenovegetativer Vermehrungsverfahren auch spezifische Probleme auf. Insbesondere für die spätere Verwendung von städtischen Gehölzen sind Standfestigkeit und Bruchsicherheit ausschlaggebende Kriterien bei deren Wahl. Veredelte Gehölze werden während der Vermehrung stark verletzt. Die Sicherstellung der Bruchsicherheit der Veredlungswunde muss deshalb ein besonderes Anliegen bei der Vermehrung von Gehölzen für urbane Standorte sein. Für die Bruchsicherheit der Veredlungsstelle ist neben der angewandten Veredlungsmethode, vor allem eine möglichst verwachsungsgünstige und störungsfreie Zeit während der Verheilung der Veredlungswunde maßgeblich (vgl. Irrgang et. al. 2010: 26). Ein entscheidender Parameter ist die Stabilisierung der Temperatur während des Verwachsens der Veredlungspartner. Das HCG-Verfahren erlaubt diesen Verwachsungsfaktor zu steuern.

Material und Methode

Am Fachgebiet Urbane Ökophysiologie der Pflanzen wurde zur Egalisierung von Temperaturschwankungen während der Verwachsung von veredelten Gehölzen eine Versuchsanordnung entwickelt, die es erlaubt die Temperatur an der Veredlungsstelle exakt zu steuern. Vorversuche zur Durchführbarkeit und Effizienz eines solchen als Hot Callus Grafting bezeichneten Vermehrungsverfahrens haben bereits nachgewiesen, dass eine Förderung der Verwachsung durch Wärmegabe möglich ist (Unveröffentlicht). Die Wärmebehandlung der Veredlungsstelle muss gezielt und regelbar erfolgen, um die gewünschten positiven Effekte auf die Verwachsung der Sorten-Unterlagen-Kombination zu erzielen. Die Erwärmung nur auf den Ort der Veredlungswunde zu konzentrieren dient dem Ziel das Verfahren so energiesparend wie möglich zu gestalten. Eine Erwärmung des gesamten Gehölzes würde überdies nicht nur von einem enorm gesteigerten Energiebedarf begleitet werden, sondern wäre auch mit physiologischen Veränderungen verbunden. Die für das Verfahren genutzte Winterdormanz der Gehölze erlaubt eine Verheilung ohne den eventuell störenden Einfluss von Phytohormonen auf die Veredlungsstelle, denn sowohl Spross- als auch Wurzelsystem, die Zentren der hormonellen Produktion darstellen, befinden sich in Ruhe. Auf diese Weise wird das Sortiment der im Winter zu veredelnden Gehölze deutlich breiter. Von Bedeutung für die Übertragung in die baumschulische Praxis ist die auf diese Weise leichter gelingende Integration in die bereits vorhandenen Prozesse. Die Erwärmung erfolgt gezielt und

betrifft nur die Veredlungsstelle, das restliche Pflanzengewebe, und damit ein überwiegender Teil des Gehölzes, wird durch die Wärme nicht betroffen und behält seine Dormanz bei. Die Unterbringung in einem teuren Warmhaus bis zur sicheren Frostfreiheit im Freiland kann deshalb entfallen. Ausreichend ist bereits die Unterbringung in frostfrei geheizten Räumlichkeiten.

Die zum Zweck der gezielten Erwärmung der Veredlungsstellen entwickelten Heizanlagen bestehen aus einem sich erwärmenden Kernelement und einer umgebenden Fassung, die nicht nur die Veredlungsstelle fixiert, sondern auch der Abstandshaltung dieser zum Heizelement dient. Das Fassungsvermögen einer dieser Anlagen beträgt 20 Veredlungsstellen mit Durchmesser bis 35 mm und Längen bis 75 mm. Diese Maße decken ein breites Einsatzspektrum ab und eignen sich auch für Hochstämme, wie sie im vorliegenden Versuch verwendet wurden. Schutz gegen äußere Einwirkungen garantiert ein abschließendes Gewebematerial, das sowohl stark wärmeisolierend wirkt als auch der Dämpfung von Stößen und Erschütterungen vorbeugt. Die Temperaturregelung erfolgt anlagenspezifisch und erlaubt verschiedene Temperaturregime zu steuern. Die Verwendbarkeit innerhalb eines gärtnerischen Produktionsbetriebes wird unter anderem durch die für das ganze System geltende Schutzart IP65 sichergestellt. Die einzelnen Anlagenstränge sind damit ausreichend wasserfest, um in einem gärtnerischen Betrieb eingesetzt werden zu können.

Vermehrt wurden Zierprunus-Hochstämme. Als Unterlagen dienten *Prunus avium* Vollheister der Sorten Alkavo und Limburger, die als Hochstämme mit den Ziersorten *Prunus yedoensis* (Yoshino-Kirsche) und *P. sargentii* Accolade veredelt wurden. Zur Verfügung gestellt wurden je Unterlage 35 Vollheister und ausreichend starkes Reisermaterial. Alle Heister wurden auf einer Höhe von 180 bis 220 cm veredelt, um die Vermarktung als Hochstamm nach Richtlinien der Forschungsgesellschaft Landschaftsentwicklung Landschaftsbau e.V. zu ermöglichen. Alle Unterlagen wurden in Abhängigkeit von deren Stärke fachmännisch als Kopulation mit Gegenzunge veredelt oder in wenigen Fällen als Geißfuß gepfropft. Verbunden wurden die Veredelungen mit selbstklebenden und rechtzeitig selbstlösenden Kunststoffbändern aus Polyether-Urethan. Alle unverbundenen Wundflächen wurden im Anschluss mit einem Veredlungswachs verstrichen.

Insgesamt wurden vier Heizstränge benötigt, um die 74 veredelten Hochstämme unterzubringen. Die Heizstränge wurden zuvor auf die vorgesehene Versuchstemperatur von 25° Celsius justiert und in ein produktionspsychisches

Foliengewächshaus verbracht, welches durch zwei Heizgebläse frostfrei geheizt wurde. Zunächst wurden die Veredlungsstellen in den Heizanlagen fixiert. Im Anschluss wurden die wurzelnackten Unterlagen überwintertypisch eingeschlagen und gewässert. Der Induktionszeitraum wurde auf 4 Wochen festgelegt. Die Kallusinduktion und -entwicklung wurde im dreitägigen Rhythmus bonitiert. Während der eigentliche Erwärmungsversuch nach vier Wochen endete, wurde die Entwicklung der Prunus-Hochstämme weiter beobachtet und dokumentiert.

Ergebnisse und Diskussion

Die Erwärmung der Veredlungsstellen hat zu den gewünschten Ergebnissen geführt. Nach vier Wochen Wärmebehandlung wurde für alle Veredlungsstellen ein fortgeschrittenes Stadium der Wundheilung festgestellt, welches bei Winterveredelungen ohne Wärmebehandlung in dieser Form nicht zu beobachten ist. Das Ziel einer Förderung der Verwachsung wurde mit geringem Energieaufwand erreicht. Darüber hinaus konnte eine deutliche Beschleunigung der Wundheilung festgestellt werden. Die statistische Auswertung mit dem Ziel des Vergleichs der verschiedenen Versuchsglieder ist mit Redaktionsschluss noch nicht abgeschlossen.

Eine abschließende Bewertung der Ergebnisse ist aufgrund der noch nicht restlos vorliegenden Ergebnisse nicht möglich. Eine deutliche Förderung und Beschleunigung der Verwachsung der Veredlungswunden ist bereits feststellbar. Da alle Versuchsparameter von vornherein mit dem Ziel gestaltet wurden, die Übertragbarkeit positiver Ergebnisse in die baumschulische Praxis ohne Umwege sicherzustellen, steht einer zukünftigen praktischen Anwendung des Verfahrens nichts im Wege.

Literaturverzeichnis

- Balder, Hartmut (2007): Biotische und abiotische Schäden an Bäumen in der Stadt bei Klimaerwärmung. In: Andreas Roloff/Detlev Thiel/Henrik Weiß (Hg.): Urbane Gehölzverwendung im Klimawandel und aktuelle Fragen der Baumpflege. Dresden: Selbstverlag der Fachrichtung Forstwissenschaften der TU Dresden, S. 29-41.
- Dirr, Michael A./Heuser, Charles W. (2009): The Reference Manual of Woody Plant Propagation. From Seed to Tissue Culture. Portland: Timber Press.
- Irrgang, Stefan/Zander, Matthias/Franke, Eckehard/Ulrichs, Christian (2010): Mikro- und makroskopische Untersuchungen an Straßenbaumveredelungen im Hinblick auf die Beeinflussung ihrer Bruchsicherheit. In: Gesunde Pflanzen, 62, S. 35-40.

Intellektuelle im 20. Jahrhundert

Politische Positionen und öffentliche Kontroversen

Karin Trieloff

In dem Tutorium wurde der Bestimmung des „Intellektuellen“ im 20. Jahrhundert nachgegangen sowie nach dessen Bedeutung und Positionierung in der politischen Öffentlichkeit gefragt. Im Mittelpunkt standen Intellektuelle, die entweder selbst zu einem politischen Konflikt Stellung genommen haben oder aber durch ihre Stellungnahmen öffentliche Debatten und Konflikte auslösten. Anhand einzelner Fallstudien wurde eine Geschichte der intellektuellen Kontroversen im 20. Jahrhundert nachgezeichnet, die, auch wenn Deutschland als Bezugspunkt diente, über Ländergrenzen hinausging. Anhand der untersuchten Debatten wurde der Erkenntniswert der Kategorie des „Intellektuellen“ kritisch hinterfragt.

Ist man auf der Suche nach einem Weg, der den Blick frei gibt auf Öffentlichkeit, Politik und Gesellschaft, so können einem die Intellektuellen der Zeit als Wegsteine dienen. Über diese lassen sich Entwicklungen, Episoden und Umbrüche, die kennzeichnend für das vergangene Jahrhundert sind, erfahren. Doch können diese ausgewählten Persönlichkeiten nicht als exemplarisch gelten, sie treten in ihrer Funktion per se aus der Masse hervor und bestechen gerade durch ihre Individualität. Inwiefern sie dennoch – oder gerade deswegen – für Entwicklungen ihrer Zeit stehen können, soll Thema dieses Textes sein.

Allgemein beginnt die Geschichte der Intellektuellen mit dem Schriftsteller Émile Zola am Ende des 19. Jahrhunderts (vgl. Morat 2011: 1). Schon dies zeigt, wie sehr sie mit dem Leben einzelner Persönlichkeiten verwoben ist. Was das Handeln Zolas von dem seiner Zeitgenossen unterschied und zu etwas Neuem machte, war die Tatsache, dass er sich als Literat in einen politischen Prozess einbrachte und es ihm dabei gelang, eine Öffentlichkeit zu mobilisieren. So sind bereits zwei Merkmale genannt, die den Intellektuellen ausmachen: Es ist eine Person, die in der Öffentlichkeit steht und sich in ihre Profession überschreitende Angelegenheiten einbringt. Ausformuliert könnte es heißen:

„Intellektuelle sind also in der Regel Angehörige akademischer oder künstlerischer Berufe, die sich auf ihrem jeweiligen Tätigkeitsfeld eine gewisse Reputation erarbeitet haben und sich nun in einer Angelegenheit öffentlich zu Wort melden, die außerhalb ihres originären Tätigkeitsfeldes liegt und von allgemeinem politischen Interesse ist.“
(Morat 2011: 6f.)

Freilich ist mit dieser Definition nur eine von unzähligen herausgegriffen. Denn bei näherer Betrachtung zeigt sich schon die Bezeichnung des Intellektuellen als ebenso unpräzise wie auch seine eigentliche Rolle oder

Aufgabe. Für die folgenden Ausführungen lässt sie sich dagegen schnell greifen: Er ist der Akteur, der uns durch das 20. Jahrhundert führt und schlaglichtartig prägende Ereignisse dieser Hektode präsentiert. Die Auswahl der Akteure erfolgte aus der Perspektive einer deutschen Geschichte, lässt sich jedoch nicht auf diese beschränken und soll weder als exemplarisch noch als repräsentativ gelten. Doch hat sie den Anspruch, wesentliche Ereignisse des vergangenen Jahrhunderts zu umfassen.

Mit der Dreyfus-Affäre und dem Auftreten Émile Zolas lässt sich eine Mobilisierung und Politisierung der Gesellschaft beschreiben, die auch im Ersten Weltkrieg eine große Rolle spielen sollte. Der Krieg war alles umfassend und erreichte für die Menschen eine bis dahin unbekannte Intensität; die Mobilmachung war total. Insbesondere der massive Einsatz von neuen Propagandastrategien machte das Kriegsgeschehen für die gesamte Bevölkerung erfahrbar, woran auch die zeitgenössischen Schriftsteller einen großen Anteil hatten. Aus dieser Situation heraus reflektierten die Brüder Mann ihre Position und Aufgabe als Schriftsteller in der Gesellschaft. Während sich Heinrich Mann mit einer pazifistischen Überzeugung gegen den Krieg stellte, vertrat sein Bruder Thomas zunächst eine dem Krieg gegenüber positive Haltung, wie so viele deutsche Autoren. So schrieb der Frankreich liebende, Émile Zola verehrende Heinrich Mann einen Aufsatz über eben diesen (Mann 1931). Einige Passagen lassen sich daraus auf seinen jüngeren Bruder Thomas beziehen, was dieser auch so verstand und einen Bruch im ohnehin angespannten brüderlichen Verhältnis zur Folge hatte (vgl. Flügge 2006: 174). Auch Thomas Mann hatte sich in den *Betrachtungen eines Unpolitischen* mit seinem Selbstverständnis als Schriftsteller und Heinrichs Haltung auseinandergesetzt (Mann 1918). Anders als sein politischer Bruder betonte er hier die Autonomie der Kunst und sprach ihr jegliche Verbindung zur Politik ab. Doch die Bedrängnisse der Zeit sollten ihm ein anderes, dem Bruder näheres Rollenverständnis lehren. Mit dem Machtzuwachs Hitlers trat er als einer der populärsten deutschen Schriftsteller dezidiert als Kämpfer für demokratische Werte an die Öffentlichkeit (vgl. Kurzke 2009: 67-69).

Für seinen Bruder Heinrich war bereits der Kriegsausbruch des Ersten Weltkrieges das Schockerlebnis, das ihn in der Öffentlichkeit für pazifistische Ideale werben ließ (Flügge 2006: 1). Der Krieg wurde zum traumatischen Erleben einer ganzen Gesellschaft und so vielfach zum Ausgangspunkt künstlerischen und geistigen Schaffens der Zwischenkriegszeit. Auch im Werk Ernst Jüngers war er entscheidendes Sujet und prägte sein politisches

Denken, das ihn zur Gruppe der *Konservativen Revolutionäre* zählen lässt (vgl. Sieferle: 1995: 132, 143-145). Es war geprägt von einer entschiedenen Ablehnung der Republik und dem Glauben an eine radikale Umwandlung der Weltordnung, die einen erneuten Krieg und diktatorischen Herrscher keinesfalls ausschloss, teilweise sogar begrüßte. So ist das Geistesgut der *Konservativen Revolution* immer wieder hinsichtlich ihrer Bedeutung für die nationalsozialistische Machtübernahme geprüft worden. Speziell die Ernst Jünger Forschung beschäftigte sich vielfach mit dessen Verstrickungen im *Dritten Reich* (vgl. Ansel: 2004). Wie bereits in Bezug auf die Bedeutung des schriftstellerischen Engagements während des Ersten Weltkrieges geschehen, wird auch hier die Rolle des Intellektuellen kritisch hinterfragt. Sie verliert ihre positive Konnotation, die sie mit Zola, der für eine „gute“ und „gerechte“ Sache aufgetreten war, gewonnen hatte und verweist auf die Schattenseiten öffentlicher Wirksamkeit.

Mit Aufkommen der deutschen und der sowjetischen Diktatur entstand ein Koordinatensystem, das zum Rahmen öffentlicher Konflikte und Kontroversen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde. Die intellektuellen Kämpfe waren durch den Glauben gekennzeichnet, für die „richtige“ Sache zu stehen. Die Frage war jedoch, ob ein Kampf gegen Hitler nur an der Seite Stalins möglich wäre, denn das Denken war vielfach von der Überzeugung geprägt, wer gegen Hitler war, müsse für Stalin sein. Ein Blick in die Szene der deutschen Emigranten in Frankreich in den 1930er Jahren zeigt die Sprengkraft dieser Frage. Sie zog einen tiefen Graben durch das intellektuelle Milieu und führte zu Verleumdung und Misstrauen unter den Leidensgenossen. Nach und nach löste sich jedoch diese Dichotomie des Entweder-Oder-Denkens auf. Zweifel am sowjetischen System und der Herrschaft Stalins ließen die Gruppe der Exkommunisten entstehen. Diesen kam insbesondere in den fünfziger Jahren im Zuge des Kalten Krieges eine strategische Bedeutung zu (vgl. Rohrwasser 1991: 10-12). Arthur Koestler kann als einer der schärfsten und umstrittensten „Kalten Krieger“ gelten, der als junger Mann in die Kommunistische Partei eintrat und 1950 mit dem Sammelband *Ein Gott der keiner war* (Koestler 1950) an die Öffentlichkeit trat, in dem er sich nun genauso kämpferisch gegen die kommunistische Idee stellte wie er zuvor für diese eingetreten war. Auch André Gide ist in diesem Band vertreten, der sich wie viele bürgerliche Intellektuelle dieser Zeit zunächst für die kommunistische Idee begeisterte. Er lässt sich einer ganzen Gruppe sympathisierender Intellektueller zuordnen, die von Stalins Regime fasziniert waren. Viele von ihnen erkannten jedoch

nach und nach die Schreckensherrschaft, die in den späten dreißiger Jahren, der Zeit des *Großen Terrors* unter dessen Regie wütete. Auch Gide kehrte von seiner Reise 1936 in die Sowjetunion enttäuscht zurück und veröffentlichte einen Bericht über diese, in dem er sich von dem sowjetischen Projekt distanzierte (Gide 1936). Lion Feuchtwanger dagegen ist ein Protagonist jener Zeit, der für diese Grauen blind schien. Er verfasste ebenfalls einen Bericht über seine Reise in der Sowjetunion, die er kurz nach André Gide antrat, der als Replik auf diesen das sowjetische System verherrlichte und den Terror leugnete (Feuchtwanger 1937).

Kritiker des stalinistischen Regimes stellten die strukturellen Ähnlichkeiten der nationalsozialistischen und der stalinistischen Herrschaft heraus. Überlegungen, die vor allem in der Totalitarismustheorie ihren Ausdruck fanden. Mit diesen setzte sich auch die bedeutende Denkerin Hannah Arendt, ebenfalls eine deutsche Emigrantin, deren Flucht sie, wie so viele andere, über Frankreich in die USA führte in ihrem grundlegenden Werk *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft* auseinander (Arendt 1951). Mit diesem Buch erlangte sie internationale Anerkennung, die sie 1961 nach Jerusalem führte. Hier wohnte sie als Berichterstatterin für den *New Yorker*, ein US-amerikanisches Intellektuellenmagazin, dem Eichmannprozess bei. Ihr Bericht, zunächst in mehreren Teilen in der Zeitschrift erschienen, 1963 auch als Buch herausgegeben (Arendt 1963), stieß überwiegend auf Empörung und Ablehnung. Nicht nur als Wissenschaftlerin, sondern auch privat, insbesondere durch den schmerzhaften Verlust enger Freunde, sollte sie die Entrüstung zu spüren bekommen, die sie mit der These der Banalität des Bösen auslöste. Auch wenn Arendts Beobachtungsgabe und ihr scharfer Intellekt sie zu einer der bekanntesten Philosophinnen des 20. Jahrhunderts machte, so bleiben ihre Überlegungen zu Adolf Eichmann, der *Banalität des Bösen* und dem Totalitarismus bis heute nicht unumstritten (vgl. Assy 2011: 94; Tassin 2011: 383).

Für die Sowjetunion bedeutete nicht das Ende des Zweiten Weltkrieges, sondern Stalins Tod das Ende der terroristischen Gewaltherrschaft. Die stalinistischen Verbrechen wurden in den fünfziger und sechziger Jahren in der sowjetischen Öffentlichkeit thematisiert. Die 1956 von Chruschtschow gehaltene Geheimrede war der Beginn eines Reformprozesses, der die Entstalinisierung nach dem Tod des Diktators 1953 einläutete. Weitere für die sowjetische Gesellschaft tiefgreifende Schritte waren die Entlassung einer Vielzahl von Häftlingen, die unter Stalins Herrschaft in Gulags, sowjetische

Straflager, verbannt waren. Auch begann unter Chruschtschow eine kulturelle Liberalisierung der Gesellschaft, das nach dem 1954 veröffentlichten Roman von Ilja Ehrenburg benannte *Tauwetter*. Beides spiegelt sich in der Biographie des sowjetischen Literaturnobelpreisträgers Alexander Solschenizyn wider. Als ehemaliger Häftling unter Chruschtschow entlassen, veröffentlichte er 1962 mit dessen persönlicher Zustimmung die Erzählung *Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch* (Solschenizyn 1968), die den Tag eines sowjetischen Lagerhäftlings zur Zeit Stalins zum Thema hatte (vgl. Ackermann 2000: 145). Vor allem sein großes Werk *Der Archipel Gulag* (Solschenizyn 1974) machte hier das Funktionieren und Ausmaß des stalinistischen Lagersystems publik. Mit dem Ende der Chruschtschowschen Ära und der Machtübernahme Brezhnevs endete das Wohlwollen der sowjetischen Regierung ihm gegenüber. Der Öffnung des kulturellen Lebens wurde ein Ende gesetzt und viele liberale Entwicklungen wurden, bis hin zum Versuch sie rückgängig zu machen, gestoppt. 1974 wurde dann der mit der neuen Führung in Konflikt geratene Solschenizyn ausgebürgert und musste in den Westen emigrieren (vgl. Ackermann: 2000: 145-147), wo er aufgrund seiner sowjetregimekritischen Texte mit offenen Armen empfangen wurde. 1978 hielt er an der Harvard University eine Rede, in der er von seinen Erfahrungen in der US-amerikanischen Demokratie berichtete und gesellschaftskritische Aspekte aufwarf. Die amerikanische Öffentlichkeit reagierte überwiegend verstimmt auf seine Kritik und lehnte sie ab (vgl. Ericson/Klimoff 2005: 344). Dass die Kritik am westlichen System von einem russischen Emigranten vorgebracht wurde, spielte bei der Rezeption sicher eine Rolle und deren Ablehnung muss vor dem Hintergrund der Systemkonkurrenz und dem Ost-West-Konflikt gelesen werden.

Diese Konfliktlinie verschwand mit dem Ende des sowjetischen Systems und dem Zusammenbruch der sozialistischen Staaten nicht unmittelbar aus den Debatten, was ein Blick auf das bundesdeutsche Intellektuellenmilieu der 1990er Jahre zeigt. Exemplarisch lässt sich hier der Streit um die sowohl in Ost- als auch in Westdeutschland anerkannte Autorin Christa Wolfs nennen. Von den Literaturchefs der Zeit, Ulrich Greiner und der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, Frank Schirrmacher angestoßen, entbrannte Anfang Juni 1990 der „heftigste Literaturstreit der deutschen Nachkriegsgeschichte“ über Christa Wolf Erzählung *Was bleibt* (Wolf 1990; Joch 2006). Vorgeworfen wurde ihr, sich in der Erzählung in unangemessener Weise als Opfer zu stilisieren, was ihr angesichts der Privilegien und ihres Ranges als Schriftstellerin, die in der DDR

publiziert und unterstützt wurde, nicht zustünde. Angeheizt wurde die Debatte zusätzlich durch die Bekanntmachung ihrer Tätigkeit als IM, auch wenn sich diese als äußerst marginal herausstellte (vgl. Koch 2001: 36). Ausgetragen wurde hier eine Standortbestimmung der westdeutschen Intellektuellen in der sich nach der Wende neuformierenden bundesdeutschen Öffentlichkeit (vgl. Joch 2006). Außerdem ging es um die Frage, wie mit der Stasi- und SED-Vergangenheit in der Öffentlichkeit stehender Persönlichkeiten umzugehen und zu bewerten sei, was bis heute immer wieder ein Thema öffentlicher Kontroversen ist.

Die Geschichte des 20. Jahrhunderts konnte mit den Lebensläufen einzelner Intellektueller und den von ihnen hervorgerufenen Debatten als ein Ringen zwischen den Koordinaten von Ost und West und der eigenen Positionierung zwischen links und rechts erzählt werden. Wesentliche Entwicklungen, wie die Globalisierung oder auch die Frauenbewegung, blieben bei der hier vorgenommenen Fokussierung unthematisiert. Doch erlaubte die gewählte Perspektive einen Blick auf das 20. Jahrhundert als ein „Jahrhundert der Ideologien“, in dem Denkmuster und Überzeugungen zum Motor politischen Handelns wurden. Eine wesentliche Leitlinie für das letzte Jahrhundert ließ sich so herauskristallisieren, die von dem Handeln einzelner Intellektueller mitbestimmt wurde. Die Geschichte der Intellektuellen im 20. Jahrhundert ist damit nicht nur für diese selbst oder ein intellektuelles, akademisches Milieu von Interesse, sondern trägt zum historischen Erzählen und Verstehen bei.

Quellen- und Literaturangaben

- Ackermann, Ulrike (2000): Sündenfall der Intellektuellen. Ein deutsch-französischer Streit von 1945 bis heute. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Ansel, Michael (2004): Der verfemte und der unbehelligte Solitär. In: Lutz Hagestedt (Hg.): Ernst Jünger. Politik – Mythos – Kunst. Berlin: Walter de Gruyter, S. 1-23.
- Arendt, Hannah (1963): Eichmann in Jerusalem. A Report on the Banality of Evil. New York: Viking Press.
- Dies. (1951): The Origins of Totalitarianism. New York: Harcourt, Brace & Co.
- Assy, Bethania (2011): Eichmann in Jerusalem. In: Wolfgang Heuer/Bernd Heiter/Stefanie Rosenmüller (Hg.): Arendt Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler, S. 92-98.
- Ericson, Edward E. Jr./Alexis Klimoff (2005): Aleksandr Solzhenitsyn (11 December 1918 –). In: Christine Rydel (Hg.): Dictionary of Literary Biography, 302, Russian Prose Writers After Worldwar II, Detroit u.a.: Thomson Gale. S. 324-355.

- Feuchtwanger, Lion (1937): *Moskau 1937. Ein Reisebericht für meine Freunde.* Amsterdam: Querido Verlag.
- Flügge, Manfred (2006): *Heinrich Mann. Eine Biographie.* Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Gide, André (1936): *Au retour de l'URSS* Paris: Gallimard.
- Joch, Markus (2006): *Zwei Staaten, zwei Räume, ein Feld. Die Positionsnahmen im deutsch-deutschen Literaturstreit.* In: Ingrid Gilcher-Holtey (Hg.): *Zwischen den Fronten. Positionskämpfe europäischer Intellektueller im 20. Jahrhundert.* Berlin: Akademie Verlag.
- Koch, Lennart (2001): *Ästhetik der Moral bei Christa Wolf und Monika Maron. Der Literaturstreit von der Wende bis zum Ende der neunziger Jahre.* Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Koestler, Arthur u.a. (1950): *The god that failed. Six studies in communism.* With an introd. by Richard Crossman. London: Hamilton.
- Kurzke, Hermann (2009): Aufsatztitel. In: *Thomas Mann Jahrbuch*, 22, S. 61-69.
- Mann, Heinrich (1931): *Zola.* In: Ders. (Hg.): *Geist und Tat. Franzosen von 1780 bis 1930.* Berlin: Gustav Kiepenheuer Verlag. (Erstveröffentlichung in: *Die weißen Blätter*, 1915, 2).
- Mann, Thomas (1918): *Betrachtungen eines Unpolitischen.* Berlin: S. Fischer.
- Morat, Daniel, (2011): *Intellektuelle und Intellektuellengeschichte, Version: 1.0.* In: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 20.11.2011, URL: <http://docupedia.de/zg/>.
- Rohrwasser, Michael (1991): *Der Stalinismus und die Renegaten. Die Literatur der Exkommunisten.* Stuttgart: Metzler.
- Sieferle, Rolf Peter (1995): *Die Konservative Revolution. Fünf biographische Skizzen* (Paul Lensch, Werner Sombart, Oswald Spengler, Ernst Jünger, Hans Freyer). Frankfurt am Main: Fischer Tachenbuchverlag.
- Solschenizyn, Alexander (1974): *Der Archipel GULAG.* Bern: Scherz Verlag.
- Ders. (1968): *Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch.* Berlin u.a.: Deutsche Buchgemeinschaft.
- Tassin, Étienne (2011): *Totalitarismus.* In: Wolfgang Heuer/Bernd Heiter/Stefanie Rosenmüller (Hg.): *Arendt Handbuch. Leben – Werk – Wirkung.* Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler, S. 382-385.
- Wolf, Christa (1990): *Was bleibt. Erzählung.* Berlin(Ost)/Weimar: Aufbau-Verlag.

Wittgenstein und die Kognitive Linguistik

Alexander Turtureanu

Das Tutorium setzte es sich zum Ziel Wittgensteins *Philosophische Untersuchungen* in ein gegenseitiges Deutungsverhältnis zu theoretischen Ansätzen der Kognitiven Linguistik zu stellen. Primären Referenzpunkt bildeten hierbei George P. Lakoffs und Mark Johnsons Werke *Metaphors we live by* und *Philosophy in the Flesh*, in welchen die Autoren die basale Rolle der Metapher respektive des Körpers für ein angemessenes Verständnis des durch sie holistisch konzipierten menschlichen Kognitionsprozesses zu erörtern suchen. Leitendes Interesse galt der Frage, ob zwischen den beiden Theorieansätzen trotz ihrer methodischen und kontextuellen Verschiedenartigkeit Ähnlichkeiten in systematischen Prämissen, Argumentation und Konklusion aufgezeigt werden können. Der vorliegende Beitrag soll als thematische Hinleitung dienen und die Genese der Forschungsfrage illustrieren. Die Ergebnisse der Teilnehmerinnen und Teilnehmer erscheinen in einem Sonderheft.

114

Ludwig Wittgenstein (1889–1951) gilt als der wohl einflussreichste Philosoph des 20. Jahrhunderts. Seinem Frühwerk, der *Logisch-philosophischen Abhandlung*, in welcher er ein radikal logisch-realistisches Sprachmodell entwirft, kommt im Rahmen des tiefgreifenden philosophischen Paradigmenwechsels des *linguistic turn* maßgebliche Bedeutung zu. Sein Spätwerk, die *Philosophischen Untersuchungen*, in dem er entgegen seinem früheren, logikbasierten Ansatz eine Konzeption von Sprache auf Grundlage ihrer sozialpragmatischen Funktionalität entwickelt, entfaltete seine einschneidende Wirkung weit über die Grenzen der Philosophie hinaus und macht Wittgenstein so unter anderem zum Wegbereiter einflussreicher Modelle innerhalb des linguistischen Forschungsbereiches der Pragmatik.

Der bemerkenswerte Umstand Wittgensteins eigener Abwendung von den weithin Schule gemacht habenden Errungenschaften seines Frühwerks und deren Ersetzung durch offen konträre Thesen rief bei seinen Freunden und Anhängern erwartungsgemäß gespaltene Reaktionen hervor. Während sich Wittgensteins wohl bedeutendster Förderer Bertrand Russell, der die Arbeit am zweiten Hauptwerk durch seine vorbehaltlose Unterstützung in Cambridge selbst mit ermöglicht hatte, vom Ergebnis späterhin mehrfach eindeutig distanzierte, erfuhr die Veröffentlichung unter anderem seitens einiger Oxforder Philosophen äußerst positive Resonanz, weshalb die *Philosophischen Untersuchungen*, obgleich sie bezüglich sowohl ihrer theoretischen Ausgangspunkte als auch ihres methodischen Ansatzes einzigartig bleiben, gemeinhin als Gründungstext der *ordinary language philosophy* gewertet werden.

Wenn an dieser Stelle einige auch innerhalb der Sprachwissenschaft

wohlbekannte Namen wie John L. Austin, John R. Searle oder Paul Grice auf den Plan treten, kann der Eindruck entstehen, Wittgensteins später Standpunkt sei durch die Linguistik aufgegriffen und produktiv integriert worden. De facto kann bei dieser Integration indes lediglich von einer perspektivischen Erweiterung gesprochen werden, von welcher die diskursprägenden Grundprämissen eines impliziten Formalismus, welcher seinerseits als mit zentralen Aussagen der *Philosophischen Untersuchungen* unvereinbar zu bewerten ist, im Grunde unberührt bleiben.

Betrachtet man die gängige hierarchische Strukturierung der linguistischen Forschungsbereiche, scheinen diese, beginnend bei der Phonetik über die Phonologie und Morphologie bis hin zur Syntax und schließlich Semantik eine metaphorische Stufenleiter emporzusteigen, auf welcher mit jeder Stufe gleichsam der Grad an Abstraktheit des jeweiligen Gegenstandsbereiches zunimmt. So intuitiv diese Analogie erscheint, erfahren unsere natürlichen Kategorien darin doch eine beachtenswerte Umkehrung, indem die auf dem Wege der Analyse ermittelten Grundbausteine der Sprache uns als die materialen Elemente eines seinerseits anschauungslosen, allein anhand formaler Hilfsmittel beschreibbaren „semantischen Inhaltes“ dargestellt werden, während die menschliche Erfahrung gerade von diesem Inhalt als dem gleichsam Konkretesten ausgeht, dessen Substrukturen durch die analytische Betrachtung im Einzelnen erst zu ermitteln sind. Wittgenstein findet für dieses Phänomen passende Worte, wenn es in den *Philosophischen Untersuchungen* heißt:

„Einer könnte sagen »Ein Satz, das ist das Alltäglichs-te von der Welt«, und der Andre: »Ein Satz – das ist etwas sehr Merkwürdiges!« – Und dieser kann nicht: einfach nachschauen, wie Sätze funktionieren. Weil die Formen unserer Ausdrucksweise, die Sätze und das Denken betreffend, ihm im Wege stehen.

Warum sagen wir, der Satz sei etwas Merkwürdiges? Einerseits, wegen der ungeheuren Bedeutung, die ihm zukommt. (Und das ist richtig.) Andererseits verführt uns diese Bedeutung und ein Mißverstehen der Sprachlogik dazu, daß wir meinen, der Satz müsse etwas Außerordentliches, ja Einzigartiges, leisten. – Durch ein *Mißverständnis* erscheint es uns, als *tue* der Satz etwas Seltsames.“ (PU 2006: 93)

Die jüngst in diese Hierarchie aufgenommene Pragmatik bildet, was dies betrifft, eine belebende Ausnahme, da sie sich dem ansonsten herrschenden Formalisierungsgebot strukturell insofern zu entziehen scheint, als sie jene Größen der menschlichen Lebenswelt wieder in die Betrachtung mit einbezieht, welche ansonsten allenthalben so geflissentlich aus dieser verdrängt werden. Nichtsdestotrotz figuriert „pragmatische Bedeutung“ in

dieser Darstellung als eine isolierte „Bedeutungsebene“, die zur, wie man sagen möchte, „eigentlichen Bedeutung“, der „semantischen Bedeutung“, als eine Art fremdkategoriale Erweiterung hinzutritt. Die konstatierte Differenz dieser beiden „Bedeutungsebenen“ ist durch Beispiele eindrucksvoll belegbar und ihre gewissenhafte Unterscheidung scheint einer allgemeinen und in höchstem Maße aufschlussreichen Wahrheit angemessen Ausdruck zu verleihen.

Wenn auch eine in diesem Sinne differenzierte Betrachtung derartiger „Bedeutungsebenen“ für die linguistische Forschung einen großen Gewinn darstellen mag, würde Wittgensteins Spätwerk durch die Zuschreibung ihres Anstoßes nicht gewürdigt, sondern vielmehr im Kern missverstanden. Der Materie der *Philosophischen Untersuchungen* das Prädikat *Semantik* abzusprechen, um es, wenngleich lobend, durch jenes der *Pragmatik* zu ersetzen, verfehlt deren zentrale Aussagen insofern, als eine befriedigende Explikation der *vollständigen* Bedeutung eines sprachlichen Ausdruckes für Wittgenstein *ausschließlich* und *untrennbar* mit der Beschreibung der Umstände seines regelgerechten Gebrauchs verknüpft ist. Aus Wittgensteins Spätwerk das Konzept einer „pragmatischen Bedeutung“ ableiten zu wollen, müsste aus diesem Grunde als eine implizite Zurückweisung dessen eigentlicher Grundgedanken verstanden werden.

Die theoretische Sprachwissenschaft hat den gedanklich-methodischen Schritt, den Wittgenstein in seinem Spätwerk tut, nicht mit vollzogen. In ihrem Bemühen um logische Analyse mithilfe eines entsprechenden Instrumentariums stellt sie vielmehr einen Erben des frühen Wittgenstein in der Lesart des Wiener Kreises dar. Dies ist nicht in jederlei Hinsicht ein Verlust und insofern verständlich, als fraglich ist, ein wie großer Teil der Forschung auf diesem Gebiet nach Eliminierung all jener axiomatischer Annahmen, die die Einnahme Wittgensteins späteren Standpunktes obsolet machen würde, noch übrigbliebe. Die Sprache, welche die theoretische Linguistik zu beschreiben sucht, sie gleicht Wittgensteins idealer Maschine:

„Die Maschine als Symbol ihrer Wirkungsweise: Die Maschine – könnte ich zuerst sagen – scheint ihre Wirkungsweise schon in sich zu haben. Was heißt das? – Indem wir die Maschine kennen, scheint alles übrige, nämlich die Bewegungen, welche sie machen wird, schon ganz bestimmt zu sein.

Wir reden so, als könnten sich diese Teile nur so bewegen, als könnten sie nichts anderes tun. Wie ist es – vergessen wir also die Möglichkeit, daß sie sich biegen, abbrechen, schmelzen, etc.? Ja; wir denken in vielen Fällen garnicht daran. [...]

»Die Maschine scheint ihre Wirkungsweise schon in sich zu haben« heißt: wir sind

geneigt, die künftigen Bewegungen der Maschine in ihrer Bestimmtheit mit Gegenständen zu vergleichen, die schon in einer Lade liegen und nun von uns herausgeholt werden. – So aber reden wir nicht, wenn es sich darum handelt, das wirkliche Verhalten einer Maschine vorauszusagen. [...]

Wir könnten sagen, die Maschine, oder ihr Bild, sei der Anfang einer Reihe von Bildern, die wir aus diesem Bild abzuleiten gelernt haben.

Wenn wir aber bedenken, daß sich die Maschine auch anders hätte bewegen können, so kann es nun scheinen, als müßte in der Maschine, als Symbol, ihre Bewegungsart noch viel bestimmter enthalten sein als in der wirklichen Maschine. Es genüge da nicht, daß dies die erfahrungsmäßig vorausbestimmten Bewegungen seien, sondern sie müßten eigentlich – in einem mysteriösen Sinne – bereits *gegenwärtig* sein. Und es ist ja wahr: die Bewegung des Maschinensymbols ist in anderer Weise vorausbestimmt als die einer gegebenen wirklichen Maschine.“ (PU 2006: 193)

In ebendieser Weise scheint die Sprache als wissenschaftlicher Gegenstand in einer idealen Sphäre beheimatet, in welcher sie jenseits des Zerrspiegels des an sich zu beschreibenden Phänomens gleichsam erst aufgesucht werden muss. Wir denken hier auch an Saussures *langue* sowie sein binäres Zeichenmodell, mit welchem er die Bedingungen der Möglichkeit pragmatischer Analyse innerhalb der wissenschaftlichen Betrachtung programmatisch zunichtemacht. Wittgenstein, der einstmalige Musterschüler Russells, trifft im Rückblick auf seine frühere Arbeit mit seinen Formulierungen wie so oft den glühenden Kern des geistigen Phänomens:

„Die strengen und klaren Regeln des logischen Satzbaues erscheinen uns als etwas im Hintergrund, – im Medium des Verstehens versteckt. Ich sehe sie schon jetzt (wenn auch durch ein Medium hindurch), da ich ja das Zeichen verstehe, etwas mit ihm meine.

Das Ideal, in unsern Gedanken, sitzt unverrückbar fest. Du kannst nicht aus ihm heraustreten. Du mußt immer wieder zurück. Es gibt gar kein Draußen; draußen fehlt die Lebensluft. – Woher dies? Die Idee sitzt gleichsam als Brille auf unsrer Nase, und was wir ansehen, sehen wir durch sie. Wir kommen gar nicht auf den Gedanken, sie abzunehmen.“ (PU 2006: 102/103)

Konstatieren wir den Zustand der Linguistik in dargelegtem Sinne, stellt sich nunmehr die Frage: Wo nach Anschluss suchen? Auf welchem Feld der sich differenzierenden Wissenschaft von der Sprache auf Sprösslinge aus Wittgensteins spätem Samen oder zumindest auf Materie hoffen, die diesem Samen im Weiteren zum Nährboden werden kann?

Ein möglicher Zielpunkt unserer Suche rückt in Sicht, wenn wir versuchen das Ergebnis der perspektivischen Drehung zu paraphrasieren, welche die *Philosophischen Untersuchungen* zu vollziehen versuchen:

„Wir erkennen, daß, was wir »Satz«, »Sprache«, nennen, nicht die formelle Einheit ist, die ich mir vorstellte, sondern die Familie mehr oder weniger miteinander verwandter Gebilde. – Was aber wird nun aus der Logik? Ihre Strenge scheint hier aus dem Leim zu

gehen. – Verschwindet sie damit aber nicht ganz? – Denn wie kann die Logik ihre Strenge verlieren? Natürlich nicht dadurch, daß man ihr etwas von ihrer Strenge abhandelt. – Das Vorurteil der Kristallreinheit kann nur so beseitigt werden, daß wir unsere ganze Betrachtung drehen. (Man könnte sagen: Die Betrachtung muß gedreht werden, aber um unser eigentliches Bedürfnis als Angelpunkt.)⁶ (PU 2006: 108)

Lenken wir unser Augenmerk auf die Wittgensteins Untersuchungen leitende Methodik, fällt im Besonderen eines auf: Sprache erscheint hier niemals als losgelöstes Phänomen, sondern immer und ausschließlich als Element eines komplexen integrierten Prozesses. An manchen Stellen der *Philosophischen Untersuchungen* will es fast scheinen, die in Frage stehenden sprachlichen Ausdrücke erführen in Wittgensteins Betrachtung des Sprachspiels eine Art Verdinglichung, welche sie als Voraussetzung jedweder erklärenden Beschreibung mit den Gegenständen, welche die Umstände ihrer Äußerung bilden, überhaupt erst kommensurabel macht. Auf der anderen Seite versteht sich Wittgenstein in einzigartiger Weise auf die präzise psychologische Analyse der subjektiven Vorgänge, welche den Gebrauch (und somit das „Verständnis“) unserer Ausdrücke begleiten, bedingen und rechtfertigen. Sprache entsteht in diesem Sinne an der Schnittstelle unseres subjektiven Erlebens mit der sozialen Welt des Körpers und aus genau diesem Grunde besteht der Verfasser der *Philosophischen Untersuchungen* auch so unerbittlich auf die Aufhebung der Disjunktion subjektivistischer und realistischer Sprachkonzeptionen: Die intrikaten philosophischen Probleme mit der Sprache entstehen für Wittgenstein gerade durch den Versuch, dem Prozess, dessen sie Teil ist, um einer Vereinfachung willen einen der ihn konstituierenden Phänomenbereiche streitig zu machen. Lassen wir alles so, wie es ist, das heißt, erfassen wir die Sprache als begleitendes Phänomen des Alltäglichen und lassen an die Stelle von Erklärung Beschreibung treten, verschwinden auch die Probleme der Philosophie.

Kehren wir aus dieser Überlegung auf das Feld der Linguistik zurück und lassen das jüngere Theoriegut an ihr resonieren, werden wir auf einen Wiederhall aufmerksam, der, umso mehr wir uns ihm nähern, zu einem gehörigen Rauschen anschwillt.

Im Rahmen des Tutoriums Wittgenstein und die Kognitive Linguistik wurde versucht, erste Schritte in Richtung einer systematischen Erschließung der mannigfaltigen Anknüpfungspunkte zwischen Wittgensteins Spätwerk und jenen seit den 1980er Jahren innerhalb der Kognitiven Linguistik entwickelten holistischen Ansätzen zu tun, die sich um die Verortung von Sprache innerhalb eines kognitiven und interaktionellen Gesamtprozesses bemühen.

Der studentische Essayband versammelt vergleichende Betrachtungen Wittgensteins *Philosophischer Untersuchungen* mit George P. Lakoffs und Mark Johnsons Hauptwerken *Metaphors we live by* und *Philosophy in the Flesh* zu folgenden Themen:

- Sprachanalyse als Therapie
- Konzeptionen von Kausalität
- Zu einer Kritik des Mentalen
- Die Rolle der Metapher
- Probleme der logischen Analyse

Literaturverzeichnis

Lakoff, George/Johnson, Mark (1980): *Metaphors We Live By*. Chicago and London: The University of Chicago Press.

Lakoff, George/Johnson, Mark (1999): *Philosophy in the Flesh – The Embodied Mind and Its Challenge to Western Thought*. New York: Basic Books.

Wittgenstein, Ludwig (2006): *Tractatus logico-philosophicus, Tagebücher, Philosophische Untersuchungen*. Werkausgabe Band 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Fazit - Studentisches Lehren und Lernen

Die Möglichkeit, Lehre in einem studentischen Rahmen zu erproben, öffnet nicht nur für die TutorInnen einen Raum, um sich auszuprobieren, sondern stellt auch für die teilnehmenden StudentInnen eine interessante Erfahrung dar. Die flachen Hierarchien und das gemeinsame Arbeiten, Diskutieren und Forschen bieten eine Chance, in der Universität einen Denkraum und einen Raum für Begegnungen zu schaffen, die im Rahmen der fundamentalen Veränderungen durch die Bologna-Reform immer weiter verunmöglicht wurden. Solche studentisch durchgeführten Lehrveranstaltungen eröffnen für die TutorInnen und TeilnehmerInnen die Chance, Arbeitsweisen und Methoden anzuwenden, die in den regulären Seminaren und Vorlesungen nur selten Platz finden. In den Q-Tutorien geht es primär also nicht darum, das in Studienordnungen und -planungen vorgegebene Wissen zu vermitteln und vermittelt zu bekommen. In diesem Punkt unterscheiden sie sich von den klassischen Tutorien, die im Grundstudium eines Faches angeboten und den ErstsemesterstudentInnen Grundkenntnisse und methodisches Handwerkszeug der jeweiligen Disziplin nahe bringen sollen. In den Q-Tutorien geht es vielmehr darum, an einer selbst entwickelten Forschungsfrage zu arbeiten und in einen Prozess des Forschens einzutreten, ohne dabei immer genau wissen zu können, was am Ende das Ergebnis sein wird. So beginnt Forschung nicht erst nach Abschluss des Studiums, sondern kann von Anfang an Teil des Studienalltags sein. Die Q-Tutorien sind natürlich nicht die einzige Form des studentischen Lehrens und Lernens, daneben gibt es an der Humboldt-Universität zu Berlin auch eine Reihe von studentisch organisierten Symposien und Vortragsreihen. Dazu gehören beispielsweise die Vorlesungsreihe *Sprechstunde* der literaturwissenschaftlichen Institute oder die *Student Lecture Series* des kulturwissenschaftlichen Instituts, wo StudentInnen ihre wissenschaftlichen Arbeiten einem breiten Publikum bestehend aus KommilitonInnen, Lehrenden und anderen Interessierten vorstellen können.

Mit dem Beginn des Wintersemesters 2012/2013 gingen in der ersten Runde 23 Q-Tutorien aus den unterschiedlichsten Fachrichtungen an den Start: vom *ganzjährigen nachhaltigen und ökologischen Pflanzenanbau*, über *Social Entrepreneurship* bis hin zur *Topologie der Transgression* oder *Beethoven und Mahler im Visier musikalischer Kanonisierungsprozesse*. Diese Heterogenität macht es letztlich unmöglich, ein einheitliches Bild der Q-Tutorien sowohl

in Hinblick auf die Themenauswahl als auch in Bezug auf die methodische Herangehensweise zu zeichnen. Möglicherweise liegt aber gerade darin die Stärke des Programms. So kam es schließlich auch in den begleitenden Workshops, in denen unsere verschiedensten akademischen Hintergründe und Eigenheiten zusammentrafen, zu einem spannenden und produktiven Austausch untereinander. Andererseits entwickelten sich immer wieder Diskussionen und Spannungen, sei es darüber, wie wir uns selbst als TutorInnen verstehen, in welchem Maße wir didaktische Methoden ausprobieren oder wie wir mit den TeilnehmerInnen umgehen wollen. Viele Debatten wurden auch darüber geführt, ob und wie die Möglichkeit studentischer Lehre in den Studienordnungen der jeweiligen Fächer vorgesehen und anrechenbar ist. So sind an einigen Instituten von StudentInnen geplante und durchgeführte Lehrveranstaltungen willkommen und fest in der Studienstruktur integriert, andere Institute und Fakultäten hingegen waren nun zum ersten Mal mit diesem Lehrveranstaltungsformat konfrontiert. Dies führte dazu, dass es Probleme bei der Eintaktung in die Module des jeweiligen Faches und damit auch bei der Anrechenbarkeit gab. Dieses Problem, das hoffentlich in der nächsten Zeit behoben werden kann, ist auch gerade deswegen virulent, weil es sich in geringeren TeilnehmerInnen-Zahlen niederschlägt. Auch hier hat die tiefgreifende Umgestaltung der Hochschulen unter anderem dazu geführt, dass es für Veranstaltungen, die nicht zum Curriculum gehören, immer weniger Platz gibt. Die starren Studienpläne der Bachelor- und Masterstudiengänge bieten nur selten Möglichkeiten, Forschungsinteressen zu verfolgen, die die Grenzen der eigenen Disziplin zu erweitern versuchen. Das straffe Pensum einiger Studiengänge, der Druck, in Regelstudienzeit abschließen zu müssen, und finanzielle Schwierigkeiten erlauben es immer seltener, Lehrveranstaltungen auch ohne den Erwerb von Studienpunkten zu besuchen. Wenn einzelne Q-Tutorien daher nicht anrechenbar sind, ist der Freiraum, der sich entwickeln könnte, einmal mehr in Gefahr.

Alles in allem, und das gilt wohl für jede/n von uns, war die Planung und Durchführung der Tutorien immer wieder eine Herausforderung. Auch wenn es hin und wieder Kämpfe gegeben hat, so war es letztlich eine wichtige Erfahrung – sowohl für uns als TutorInnen als auch für die teilnehmenden StudentInnen und das *bologna.lab*.

Uta Caroline Sommer (im Namen des *dokuteam.qt*)

Index: AutorInnen und Tutorien

Korbinian Biller, Leon Reiner und Stephan de la Peña: Sozial, ökologisch, profitabel?

Wie kann ich die Welt verändern? Eine Einführung in Social
Entrepreneurship
Institut für Finanzwissenschaften

Susann Dannhauer: Digital aber frontal? – Nein Danke!

Digital aber frontal? – Nein Danke! Möglichkeiten des kommunikativen
und lernendenaktivierenden Einsatzes von interaktiven Tafeln im
Unterricht
Institut für Anglistik und Amerikanistik

Valentin Domann und Alexander Thom: Stadt Macht Zeichen

Stadt macht Zeichen – Kommunikations- und Machtstrukturen im
öffentlichen Raum
Institut für Geographie

123

Annegret Eberl: Juwelen der Klassik

„Juwelen der Klassik“ – Beethoven und Mahler im Visier musikalischer
Kanonisierungsprozesse
Institut für Musik- und Medienwissenschaften

Verena Fleißner: Contemplative Science. Eine Annäherung an die Mind & Life-
Dialogues

Contemplative Science- eine Annäherung an die Mind&Life-Dialogues
Institut für Psychologie

Marlene Genschel und Clara Schumann: Schwarze Befreiungsbewegungen im
historischen und internationalen Vergleich. Panafrikanische kulturelle und politische
Praxen in Afrika und der Diaspora

Schwarze Befreiungsbewegungen im historischen und internationalen
Vergleich. Panafrikanische kulturelle und politische Praxen in Afrika
und der Diaspora
Institut für Asien- und Afrikawissenschaft

Thomas Gottsmann: Der immanente Blick

Topologie der Transgression: Grenzgänger in Kunst und Wissenschaft.
Vom Denken zum Text – und zurück: Das Beispiel der Surrealisten...
Teilnehmer

Johanna Hartung: Wenn Geld Gutes tut

Wenn Geld Gutes tut: Strategisches Spenden in Deutschland
Institut für Finanzwissenschaften

Stefan Hebold und Andrea Frömel: Efficient City Farming. Ganzjähriger nachhaltiger
und ökologischer Pflanzenbau in der Stadt am Beispiel ECF

Ganzjähriger nachhaltiger und ökologischer Pflanzenanbau in der Stadt
am Beispiel ECF | Efficient City Farming
Department für Nutzpflanzen- und Tierwissenschaften

Kim Holtmann und Uta Caroline Sommer: Die écriture féminine

Hélène Cixous und das ‚weibliche Schreiben‘ zwischen Literatur- und
Geschlechterforschung. Rückblick und Perspektiven einer emanzipativen
politischen Theorie
Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien

124

Johannes Kersten: Provokation und Aufmerksamkeit

Provokation und Aufmerksamkeit. Zur Logik der Regelbrechung
Institut für deutsche Literatur

Silke Koritter und Tim Krüger: Sich-gemeinsam-bewegen-lernen

Sich-gemeinsam-bewegen-lernen
Institut für Rehabilitationswissenschaften

Chris Kurbjuhn: Du und ich und in/zwischen uns der Kapitalismus

Du und ich und in_zwischen uns der Kapitalismus – Perspektiven jenseits
der Herrschaftsförmigkeit zwischenmenschlicher Beziehungen?
Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien

Joris Löschburg: Topologie der Transgression – Grenzgänger in Kunst und
Wissenschaft

Topologie der Transgression: Grenzgänger in Kunst und Wissenschaft.
Vom Denken zum Text – und zurück: Das Beispiel der Surrealisten...
Institut für Kulturwissenschaft

Alexandra Nehmer: Deutschland: Koloniale Kontinuitäten

Koloniale Kontinuitäten
Institut für Kulturwissenschaft

Sexism Reloaded: A Woman's Body - A Contested Terrain
Institut für Anglistik und Amerikanistik

Simon Sauer, Daisy Krüger, Linda Giesel, Myriam Klapi, Isabelle Nunberger und
Oxana Rasskazova: Gesprochene Muttersprache vs. Lernersprache - Aufbau und
Auswertung eines Korpus

Gesprochene Muttersprache vs. Lernersprache - Aufbau und Auswertung
eines Korpus
Institut für deutsche Sprache und Linguistik

Katrina Schulz: Kunstblätter – Blätterkunst: Die Bildbestände des Späth-Archivs

Kunstblätter – Blätterkunst: Die Bildbestände des Späth-Archivs
Institut für Kunst- und Bildgeschichte

Desiree Sernau: An Approach to Developing a Constructive Feedback Culture
Among Peers or: Why Feedback is not Criticism

Entwicklung einer konstruktiven Feedback-Kultur mithilfe von (Selbst-)
Videografie
Institut für Anglistik und Amerikanistik

Meta Stephan und Chris Vogelsänger: Der Zeitgenosse hat keine Perspektive.
Lebensgeschichtliche Aspekte der DDR-Forschung vor 1989

Lebensgeschichtliche Aspekte der DDR-Forschung vor 1989 und die
Verarbeitung der Zäsuren des 20. Jahrhunderts. Ein Oral History
Projekt
Institut für Geschichtswissenschaften

Christoph von Studzinski: Test eines innovativen Vermehrungsverfahrens für
urbane Gehölze

Innovatives Vermehrungsverfahren urbaner Gehölze: Wissenschaftliche
Erprobung und Dokumentation eines Hot Callus Grafting-Verfahrens
Department für Nutzpflanzen- und Tierwissenschaften

Anastasia Surkov und Cristina Urucu

Zapping International. Fernsehen als Quelle einer globalen
Kulturgeschichte der Moderne?
Institut für Geschichtswissenschaften

Karin Trieloff: Intellektuelle im 20. Jahrhundert. Politische Positionen und öffentliche Kontroversen

Die Intellektuellen im 20. Jahrhundert: Positionen und Kontroversen in
der politischer Öffentlichkeit eines Jahrhunderts
Institut für Geschichtswissenschaften

Alexander Turtureanu: Wittgenstein und die Kognitive Linguistik

Wittgenstein und die Kognitive Linguistik
Institut für deutsche Sprache und Linguistik

